



care[®] _ affair #5





„Leibeserziehung und Sport sollen die Verständigung zwischen Völkern und Einzelpersonen fördern und zu uneigennützigem Wettstreit, Solidarität, Brüderlichkeit, gegenseitiger Achtung und Anerkennung der unantastbaren Würde aller Menschen führen.“

—

*Internationale Charta für Leibeserziehung und Sport der
UNESCO, 1978*



*Hauptgeschäftsführer
CARE Deutschland-Luxemburg
Dr. Anton Markmiller*

Barfuß zum Ziel

Es gibt den alten Merksatz: „Nicht Gewinnen – Dabeisein ist alles!“ Der Satz half mir als Schüler immer dabei, die erreichten sehr hinteren Plätze bei den ungeliebten Bundesjugendspielen mental halbwegs zu verkraften. Was aber, wenn es gar kein „Dabeisein“ gibt?

Im Township Soshanguve in Südafrika habe ich ein Fußballturnier verfolgt, bei dem die meisten Spieler barfuß spielten, einige hatten Schuhe an, bei denen die Zehen aber vorne herauschauten. Das ist üblich, wenn man irgendwo an den Rändern des Marktes oder auf der Müllhalde ein Paar Schuhe ergattert, die dem glücklichen Finder dann aber zu klein sind. Die vordere Kappe wird einfach abgeschnitten. Bei diesem Fußballspiel gab es allerdings auch einen Linksaußen, der spielte mit nur einem Schuh. Erst dachte ich, na ja, er hat ihn wohl im Getümmel verloren. Aber als er den Schuh nicht suchen ging, sondern immer weiter auf das gegnerische Tor stürmte, war klar: es gab nur diesen einen Schuh.

Der Satz „Nicht Gewinnen – Dabeisein ist alles“ erhält da einen faden Geschmack, weil er die Welt aus der Sicht der Begüterten, der Privilegierten und der Arrivierten beschreibt. Gerade der Sport geht doch davon aus, dass alle die gleichen Chancen haben und sich in fairen Wettkämpfen messen sollen, auf dass der Bessere gewinnt. Die Olympische Idee lebt von der Überzeugung, dass sich alle Völker zu einem friedlichen Wettstreit zusammenfinden. Sicherlich handelt es sich bei den Olympischen Spielen um Hochleistungssport, der längst kommerzialisiert und durchorganisiert ist. Doch das Faszinosum eines weltweiten Sportereignisses, friedlich und gerecht, begeistert in regelmäßigen Abständen den ganzen Globus.

Doch unser Kicker mit dem einen Schuh steht da ganz am Rande. Er ist tatsächlich „nicht dabei“ und er wird auch nicht „gewinnen“. Er wird auch nicht ins Stadion gehen können, wenn sie in Südafrika in diesem Jahr die Fußballweltmeisterschaft anpfeifen. Wer nur einen Schuh sein Eigen nennt, kann auch kein Ticket kaufen. Also werden sie irgendwo in Soshanguve einen alten Fernsehapparat auf einem wackeligen Gestell aufbauen und die Fans werden sich davor versammeln. Die Begeisterung wird allerdings genauso groß sein wie im Stadion, da bin ich sicher. Denn Sport ist für die Jugendlichen in Soshanguve – und überall auf der Welt – viel mehr als das Hochleistungsgezerre zwischen riesigem Erfolg und tragischem Scheitern.

Sport ist soziale Interaktion. Sport definiert sich weniger von wissenschaftstheoretischen Konzepten, als dadurch, was er für die Menschen im Alltag bedeutet. Kofi Annan, der frühere Generalsekretär der Vereinten Nationen, sagte vor Kurzem, dass der Sport eine einzigartige Rolle darin spiele, Wunden zu heilen und Menschen gegen soziale Probleme zu aktivieren. Und: „Ohne den Sport wäre die Welt ein schlechterer Ort.“

Sport bestimmt sich durch seinen „Sitz im Leben“. Er ist dort authentisch, wo er eingebunden ist in die soziale, ökonomische und politische Gegebenheit einer Gesellschaft. Der Hochleistungssport der Olympiaden und Weltmeisterschaften ist daher eine Kategorie an sich, die sich gerade in den Ländern in Armut und Not als Parallelwelt zum „wirklichen Leben“ ausprägt. Und das heißt für die Street-Soccer-Kids, die Basketball-Mädels, die Kicker von „Kick it“ und für alle anderen eben: ihre Wirklichkeit und die des internationalen Sportgeschehens befinden sich in streng geschiedenen Umlaufbahnen.

Ein Grund für CARE, dem Sport an den Graswurzeln der Gesellschaft einen wichtigen Stellenwert bei der Gemeinwesenentwicklung einzuräumen. Nicht als Reservoir für irgendwelche Talentsucher, nicht um vorzutäuschen, dass es bei größter Anstrengung vielleicht für ein Dabeisein reichen könnte, nicht um im Stil von „Brot und Spielen“ zur sozialen Beruhigung beizutragen – nein! CARE unterstützt Sportaktivitäten, weil sie dafür geeignet sind, das Selbstbewusstsein der Akteure zu stärken. Und Selbstbewusstsein brauchst du, wenn du im Slum lebst, in einem Township oder in einer Favela. Selbstbewusstsein brauchst du auch, wenn du mit nur einem Schuh kickst. Entsprechend hat mein Freund dann auch zwei Tore geschossen. Mit dem Fuß ohne Schuh.

Und dann noch: Freuen Sie sich auf die neue Ausgabe von CARE affair. Wir haben einige spannende Gedanken zusammen gestellt und die Autoren sind auch nicht ohne.

Viel Spaß beim Lesen und „take CARE“,



Ihr Dr. Anton Markmiller



Inhalt

- 5 EDITORIAL
- 8 LEITARTIKEL
Careball: Cup der guten Hoffnung.
- 12 FOTOREPORTAGE KENIA: DIE PLAYER DES MATHARE-SLUMS
Sechs Stars aus Mathare im Porträt.
- 22 SÜDAFRIKA: ARCH, DER KAISER UND DIE KICK IT-KIDS
Dr. Anton Markmiller, CARE-Hauptgeschäftsführer, erzählt von seiner Reise ins WM-Land.
- 26 OHNE SCHWEISS KEINEN PREIS. UND KEINE ENTWICKLUNG.
Mit weltweiten Sportevents sammelt CARE Geld für Entwicklungsprojekte.
- 28 DEUTSCHLAND/KENIA: „ICH KANN NUR ERNTEN, WAS ICH SÄE“
Die kenianische Kickerin Doreen Nabwire Omondi über Sport, Kenia und ihren Aufenthalt bei Werder Bremen.
- 32 RUANDA: DER MIT DEN WAISEN TANZT
Herbert Grönemeyer tanzt mit Waisenkindern gegen das Trauma.
- 34 HAITI: KEIN KINDERSPIEL
Wie Sport dabei hilft, Trauma und Albträume zu verarbeiten.
- 42 KAMBODSCHA: KAMBODSCHA SUCHT DEN SUPERSTAR
Mit Karaoke für die Frauenrechte.
- 44 KENIA: „WIR BEWEGEN TORPFOSTEN“
Auma Obama schreibt über Sport und dessen Bedeutung, Kindern und Jugendlichen Ziele zu geben.
- 48 SPORT FÜR ENTWICKLUNG UND FRIEDEN
Willi Lemke schreibt über seinen Auftrag, Sport im Namen der Vereinten Nationen für Entwicklung und Frieden zu nutzen.
- 50 IMPRESSUM

Cup der guten Hoffnung

Das Spiel:

Careball

Merkmale des Spiels:

Careball gibt es nur in unserer Fantasie. Es ist ein spielerisches Synonym und steht für alle CARE-Sportprojekte: ob in Asien, Afrika oder Südamerika. Denn durch diese Projekte bekommen Kinder und Jugendliche neues Selbstbewusstsein; sie vertrauen in die eigenen Stärken und nutzen ihre Chancen auf eine bessere Zukunft. Sportvereine, Mannschaftsturniere oder Sportunterricht, wie wir ihn aus Deutschland kennen, stehen in den Entwicklungsländern im Abseits. Bildung, Ernährung, Gesundheit wird von Armut, Hunger, Korruption und unfaiрем Welthandel stets gefoult. Careball zeigt, welches Potenzial in Sportprojekten steckt und wie die Armut damit aus dem Feld geschlagen wird.

1 0 ▶

2 0 ▶

Die Spielregeln:

1.

DAS SPIELFELD.

Careball kann überall stattfinden, auf dem Land, in der Stadt, im Township oder Slum. Wichtig ist: Es geht nicht allein darum, zu spielen, Siege zu erringen oder sich auszuzeichnen. Careball kann vielmehr überlebenswichtiges Wissen transportieren. AIDS-Aufklärung funktioniert im Spiel besser als durch trockene Belehrungstheorie. Wenn Sport zur Droge wird, braucht man keinen Klebstoff, Marihuana oder Amphetamin mehr. Beim Turnier die gegnerische Mannschaft zu besiegen, beflügelt mehr, als sich auf der Straße zu prügeln, Passanten zu bestehlen und seine Zukunft hinter Gittern abzusetzen. „Wir nutzen Sport zum Zwecke der Erziehung“ sagt auch Auma Obama, die eine CARE-Sportinitiative in Ostafrika betreut (siehe Bericht Seite 44). Wenn Sportprojekte an den jeweiligen kulturellen und sozialen Kontext angepasst sind, deren Mitarbeiter professionelle Betreuung leisten sowie Entwicklung und Aufklärung im Vordergrund stehen, dann ist Careball kein Luxus, sondern pure Notwendigkeit im Kampf gegen die Armut.

Zwar spielt Careball im großen Feld der Entwicklungshilfe bisher nur eine kleine Rolle. Denn Sportprojekte ersetzen keine Schulen, Krankenhäuser, Arbeitsplätze oder Nahrungsmittel. Aber sie geben Kindern eine Idee. Eine Idee von einem besseren Leben, in dem sie selbst die Hauptrolle spielen und das sie mitgestalten können. Kinder, die in jeder freien Minute in den Slums von Nairobi, Mexiko-Stadt oder Bangkok selbst gebastelte Fußbälle kicken, sehen Drogba, Eto'o oder Ronaldo vor sich. Und träumen von einem Leben im Rampenlicht der Stadien – ohne Hunger, Krankheit, Gewalt. Und ihre Stars zeigen es ihnen: Jeder kann es schaffen. Man muss sich anstrengen. Üben. Aus der Armut herauskämpfen. Ich spiele, also bin ich. Auf solch einer positiven Einstellung aufgebaut, sind auch Ernährungs- und Gesundheitsprojekte, Mikrokredite oder Schulbildung wirklich erfolgreich. Careball formt also das Spielfeld, auf dem alle weiteren Armutsprojekte gewinnen können.

2.

DIE SPIELER.

Careball-Mannschaften sind durch Vielfalt und Einzigartigkeit der Spieler geprägt. Ob Afrikaner, Asiate oder Südamerikaner, Buddhist oder Christ, Muslim oder Hindu – jeder kann mitmachen. Vor allem Mädchen punkten mit Careball. In vielen Ländern meist als Haushälterin, Kinderbetreuerin oder Feldarbeiterin ins Abseits gestellt, lernt ein Mädchen durch Careball, ihre eigenen Talente und Stärken anzustoßen. Und die Jungs sehen, dass Mädchen genauso schnell, zielstrebig und stark sein können wie sie selbst, dass sie die gleichen Rechte haben und unersetzliche Teammitglieder sind. So schießen sie mit ihren Machoattitüden nur noch Eigentore. Viele Mädchen, so wie die Kenianerin Doreen Nabwire Omondi (siehe Interview Seite 28) müssen sich gegen Vorurteile und den Widerstand der eigenen Familie durchsetzen, um Sport zu betreiben. Sie müssen kämpfen. Sie sehen, dass ihr Körper mehr kann, als Kinder gebären oder Lasten tragen. Dass sich dieser Marathon lohnt, zeigen Doreen und andere Sportlerinnen. So werden sie selbst zu Idolen.

Careball stellt auch außerhalb des Spielfelds Regeln für die Spielerinnen auf: Ihre Sicherheit auf dem Nachhauseweg muss gewährleistet, Sportkleidung dem jeweiligen kulturellen Hintergrund angemessen sein. Sie müssen bei allen Trainings und Wettkämpfen gleichberechtigt mitspielen und gefördert werden. Zwei erfolgreiche Beispiele: Die Organisation „Moving the Goalpost“, bietet in Kenia nicht nur Fußballtrainings für Mädchen an. Sie denkt auch daran, Binden an die jungen Frauen zu verteilen, die sich solche nicht leisten können und deswegen einmal im Monat tagelang zu Hause bleiben. Mithilfe der Organisation können sie nun trotz ihrer Periode weiterspielen. Die „Mathare Youth Sports Association“ verändert in einem kenianischen Slum traditionelle Rollen, indem sie Mädchen auf internationale Sportturniere schickt und Bildungsstipendien vergibt. Wenn Careball kulturelle oder soziale Stopper umspielt, dann erkennen die Eltern, dass ihre Töchter auf dem Siebertreppchen stehen.

3.

DIE AUSTRÜSTUNG DER SPIELER.

Careball rüstet die Spieler nicht nur mit Bällen, Netzen, Trikots und Schuhen für den Wettkampf, sondern auch mit Qualifikationen für das Leben aus. Denn durch Sport lernen Kinder, im Team zu kooperieren, diszipliniert und regelmäßig zum Training zu erscheinen, mit Erfolgen sowie Niederlagen umzugehen und Gegner zu respektieren. Alles Eigenschaften, die für ein Leben mit Arbeitskollegen, Mitschülern, Nachbarn, aber auch der Familie oder Freunden wichtige Ausstattung sind. Sport bringt Menschen unterschiedlicher Herkunft, Sprache, Religion oder Volksgruppen zusammen und kann Ziele und Erfolge auf das tägliche Leben übertragen. Aber: Careball ist kein Allheilmittel, das Armut reduziert, AIDS, Tuberkulose oder Malaria heilt und Unterernährung beseitigt. Careball ist viel mehr der Teampsychologe, der die Mannschaft aller Hilfsprojekte unterstützt und Persönlichkeiten prägt

4.

DIE DAUER DES SPIELS.

Careball endet nicht. Sport ist gesund, für Körper und Geist – ein Leben lang. Careball wirkt sich auch positiv auf schulische Leistungen aus. Studien zeigen, dass Kinder bessere akademische Ergebnisse vorweisen, wenn sie regelmäßig Sport treiben. Und Erfolg in der Schule ist ein Sieg gegen die Armut. Dort, wo es keine Schulen und keinen Sportunterricht gibt, zeigen Sportprojekte wie „Kick it – Choose Life“ (siehe Seite 22), wie man sich vor AIDS schützt sowie Drogen und Kriminalität den Rücken zukehrt. In Südafrika, wo jedes zehnte Kind eines oder

beide Elternteile durch AIDS verloren hat, ist das lebensnotwendiges Wissen. Mit den bei Careball erlernten Eigenschaften wie Teamgeist, Disziplin oder Führungsstärke setzen sich die Jugendlichen auch auf dem Arbeitsmarkt durch. Und wer erstmal ein eigenes Einkommen verdient, kickt sich und seine Familie in eine armutsfreie Liga. Meist für immer.

5.

DER FREISTOSS.

Careball verbindet Völker und Staaten. Das zeigte sich in der Vergangenheit und das erreicht der Sport auch heute. Während in der Antike der olympische Waffenstillstand alle Waffen und Kampfhandlungen aus den heiligen Stätten von Olympia verbannte, sorgte mehr als 2.000 Jahre später ebenfalls ein Sportturnier für Völkerverständigung: Bei einem Tischtennismatch im Jahr 1971 freundeneten sich amerikanische und chinesische Spieler an und leiteten so die politische Annäherung zwischen den USA und der Volksrepublik China ein. Ping-Pong-Diplomatie, nicht nur bei Forrest Gump. Heutzutage sind Sportwettkämpfe oft die einzigen Berührungspunkte zwischen verfeindeten Staaten. Selbst wenn jeglicher politischer Kontakt brachliegt, so begegnen sich die Sportmannschaften weiterhin auf dem Spielfeld. Auch der Mikrokosmos einer Mannschaft verbindet. Trotz des Gewaltsausbruchs zwischen den verschiedenen Volksstämmen Kenias im Winter 2008, blieben die ethnisch gemischten Fußballteams bestehen und spielten trotz aller Anfeindungen gemeinsam weiter (siehe Interview Seite 28). Dafür und für jedes weitere Match der Völkerverständigung erhalten die Spieler beim Careball einen Freistoß.

Careball schafft auch inneren Frieden, für den einzelnen, die komplette Mannschaft und ganze Länder. Aggressionen können im Sport abgebaut und gelenkt werden. Respekt vor dem Gegner bedeutet auch Respekt vor anderen Volksgruppen. Ge-

meinsam für ein Ziel zu spielen, schweiß ein Team zusammen. Letztendlich kann Sport auch das positive Bild eines ganzen Landes prägen. Die Fußballweltmeisterschaft 2006 hat die deutsche Bevölkerung vereint wie zuvor kaum ein anderes Ereignis. Auch wenn Hooligans und gewalttätige Fans Wettbewerbe vermiesen können: In der Friedensarbeit baut Careball Brücken und Bolzplätze, kann Verständnis, Zusammenleben und Akzeptanz fördern. „Sport ist eine Sprache, die jeder spricht“, sagt Ban Ki-moon, Generalsekretär der Vereinten Nationen und Careball-Schiedsrichter.

6.

AUSWECHSELN.

Careball bezwingt Traumata. Erdbeben, Kriege, Überschwemmungen und Dürren zerstören nicht nur Leben und Häuser, sie verwüsten auch die Seelen der Überlebenden. Deswegen ist für den Wiederaufbau eines Landes nicht nur materielle Hilfe notwendig, sondern auch psychologische Unterstützung gefragt. Ob nach dem Tsunami, dem Erdbeben in Haiti (siehe Seite 36) oder im Flüchtlingslager – bei Careball können Kinder für eine Weile wieder Kind sein, Albträume und Angst vor der Zukunft gegen Spaß und Hoffnung austauschen. Wenn sie nach einem Basketballmatch oder einem Fußballturnier in ihre Zelte schlüpfen, dann haben sie wieder ein wenig Zuversicht für ein besseres Leben gewonnen. Bartholomäus Grill, Journalist und Afrika-Kenner, beschreibt Fußball als „Opium, das die Armut erträglich macht“. In diesem Sinne ist Sport der Schaufelbagger, der traumatische Erinnerung unter positiven Erlebnissen vergräbt.

Die Fußball-WM 2010 richtet die Scheinwerfer auf Afrika. Eine Weltmeisterschaft katapultierte schon einmal eine Nation aus ihrer Depression. Neun Jahre nach dem zweiten Weltkrieg riss das „Wunder von Bern“ die Bundesrepublik aus der Nachkriegsapathe heraus. Auch Afrika hofft auf das „Wunder von Johannesburg“.

7.

DIE SCHIEDSRICHTER.

Careball bekommt internationale Unterstützung aus der diplomatischen Profiligena. Denn Sport ist ein Menschenrecht. Das haben die Vereinten Nationen (UNO) im Jahr 1978 erklärt und niedergeschrieben. Doch im Gegensatz zu den allseits bekannten Mittelstürmern der Menschenrechte, wie Meinungsfreiheit, Nahrung oder Bildung, sitzt Sport eher auf der Ersatzbank. Denn Sportprojekte werden meist als Luxus angesehen und spielen in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit kaum eine Rolle. Auch wird das Recht auf Sport immer wieder gefoult, da Regierungen meist keinen Preis auf sportliche Betätigung verleihen und dieses Feld weitgehend vernachlässigen. Dabei sind die Vereinten Nationen selbst nichts anderes als ein diplomatischer Wettkampf im globalen Weltstadion: Fairness, Respekt gegenüber Andersdenkenden, Einhalten von Regeln, Teamwork; all das sind die Prinzipien der UNO, verankert in ihrer Verfassung, der UNO-Charta. Deswegen verteilt die UNO beim Careball rote Karten gegen Korruption, Verletzung der Menschenrechte und Missachtung der Spielregeln.

8.

DIE SIEGER.

Jeder ist Champion bei Careball. Jeder, der mitmacht, sich einlässt auf das Spiel und seinem Leben eine Chance gibt, wird die volle Punktzahl erreichen. Denn mit Selbstbewusstsein, Vertrauen in die eigene Stärke, Disziplin und vereintem Teamgeist kann man nur gewinnen. Das Handtuch wirft dabei nur einer: die Armut.

20





Die Player des Mathare- Slums

Kinder spielen Seilspringen in Mathare, einem der größten Slums der kenianischen Hauptstadt Nairobi.

Stefan Omoni (14 Jahre) begann im Alter von acht Jahren Fußball zu spielen. „Ich spiele jeden Tag“, sagt er. „Wenn ich meine Hausaufgaben erledigt habe, gehe ich für mindestens eine Stunde auf den Bolzplatz.“ Stefan möchte gerne Arzt in Kenia werden.

Anastasia Njoki (11 Jahre)

spielt Fußball, seit sie neun Jahre alt ist. „Ich liebe Fußball, weil auch mein Vater so gerne spielt. Ich habe ihm früher dabei immer zugesehen. Ich werde nie meine Freundin Kajira verlassen, weil wir immer zusammen spielen.“









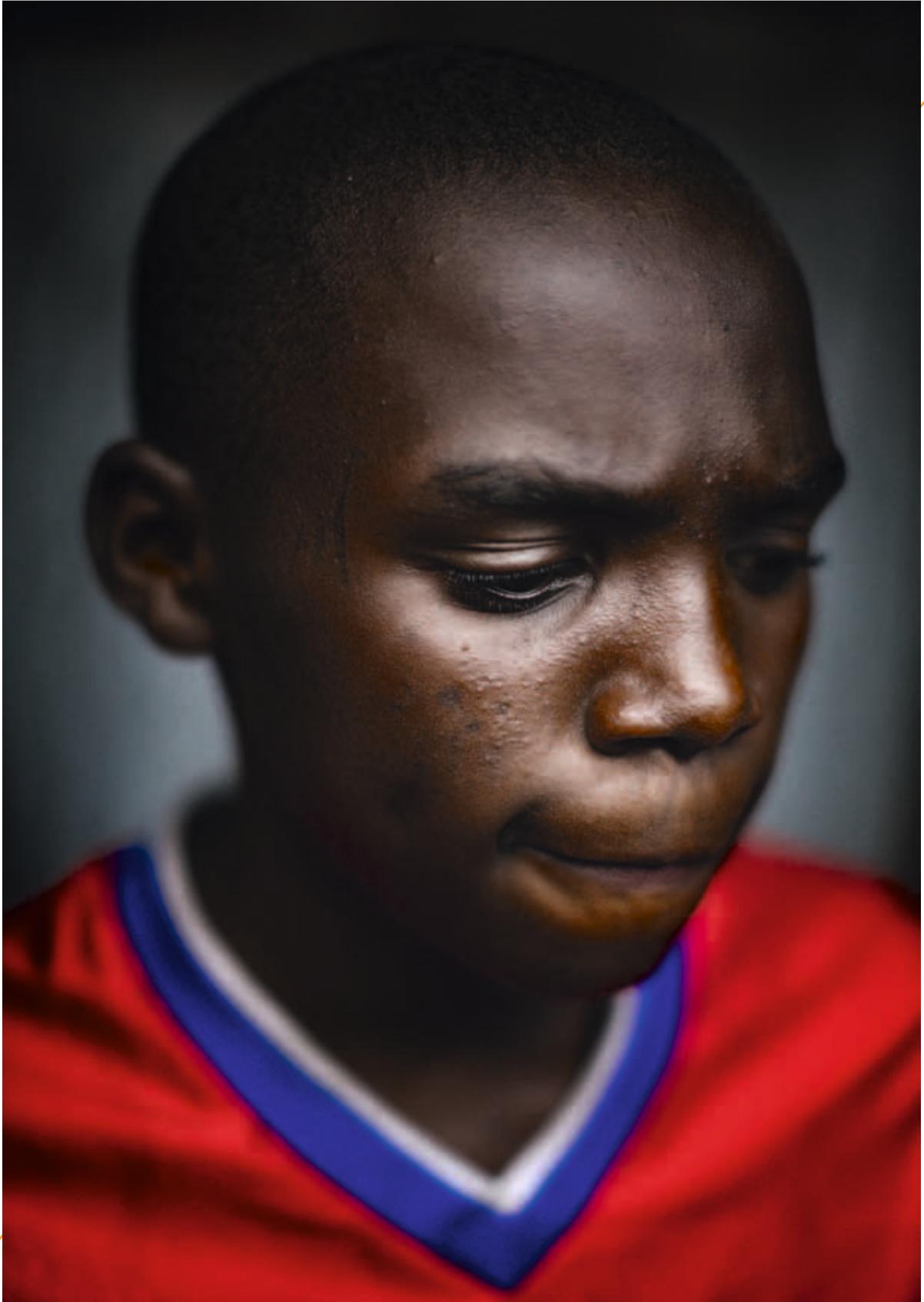
Kinder an einem Bolzplatz in Mathare.

Margaret (18 Jahre) spielt seit mehr als zehn Jahren Fußball. Es ist seitdem ihr Lieblingshobby und sie verbringt jede freie Minute auf dem Bolzplatz.

Moses Israel (16 Jahre):

„Fußball ist mein Talent und ich liebe es.“ Er wird die Fußball-WM intensiv auf einem öffentlichen Fernseher mitverfolgen. Er weiß genau, dass er sich vor AIDS schützen muss.





Daniel Muchoi (12 Jahre) besitzt seit drei Jahren einen eigenen Fußball. Er spielt jeden Tag auf dem Bolzplatz in der Nähe seiner Wohnung. Eines Tages möchte er Fußballprofi werden.

Kajira Mduwa Nandala (11 Jahre) hält stolz ihren Ball hoch, den sie vor Kurzem geschenkt bekommen hat. „Der Ball ist aus Bindfäden und Gummi gemacht“, sagt sie. „Ich mag die Position des Verteidigers am liebsten.“





Arch, der Kaiser und die Kick it-Kids

CARE-Hauptgeschäftsführer Dr. Anton Markmiller berichtet von seiner Reise nach Südafrika. Dort begegnete er Erzbischof Desmond Tutu, Franz Beckenbauer und vielen sportbegeisterten Jugendlichen aus Soshanguve.



Ein Pokal für den Gewinner des Kick it Turniers im südafrikanischen Township Soshanguve



Der 13-jährige Lesego lebt mit seiner Schwester Rachel zusammen. Ihre Eltern sind durch AIDS gestorben.

Rumpelnd biegt der Bus um eine letzte Ecke und spuckt uns vor einem schmucken Schulgebäude im Township Soshanguve nördlich von Pretoria aus. Townships, so nennt man hier in Südafrika die riesigen Wohngebiete, in denen die schwarze Bevölkerung lebt – meist unter schrecklichen Bedingungen. Fast zwei Stunden sind wir von Johannesburg aus hierher gefahren und jetzt begrüßen uns 150 Kids mit lautem Jubelgeschrei: Die Deutschen sind da! Seit vielen Jahren bin ich in Afrika unterwegs und ich erkenne klar eine Veränderung – die Begegnung von Schwarz und Weiß hat nichts mehr von der früheren Zwanghaftigkeit inne. Haben einerseits „die Weißen“ ihr paternalistisches Auftreten, so haben andererseits „die Schwarzen“ ihre demütige Haltung abgelegt. Zu beiderlei Vorteil, es findet echte Begegnung auf Augenhöhe statt.

Höchst erfreulich, denn schon stehen wir auf dem Fußballplatz, schütteln Hände und bewundern Mann- und Frauschaften. Natürlich müssen zunächst die Honoratioren entsprechend gewürdigt werden, wobei es sich hier um Polizisten der Metro-Police handelt, die das Projekt, das wir hier besuchen, vor einigen Jahren ins Leben gerufen haben. Das offene Sport- und Betreuungsangebot von „Kick it Rephele Community Development Project“, der lokalen Partnerorganisation von CARE, bietet Kindern und Jugendlichen eine Alternative zum Leben auf der Straße. Ein begleitendes Betreuungsprogramm klärt darüber hinaus über die Gefahren von AIDS, aber auch über Drogenmissbrauch und Krimi-

nalität auf. Es gibt viele Kinder in Soshanguve, denen mit dem Projekt „Kick it“ geholfen werden könnte. Als vor drei Jahren die Organisation an die Grenzen ihrer Kapazitäten stieß, suchte sie CARE um Rat. Seither leisten wir Beratung sowie finanzielle und personelle Unterstützung.

DER BALL ALS KONDOM

Nun also ist ein gewisser Zwischenstand erreicht, rund 800 Jugendliche sind im Projekt integriert und es macht ihnen sichtlich Spaß. Kein verkniffener und moralisierender Frontalunterricht, sondern spielerische Aufklärung mit hohem Erinnerungswert. Wenn der Ball das Kondom darstellt und von einem zum anderen geworfen wird, finden das alle hier witzig. Dumm nur, dass nach den Regeln des Spiels das Virus frei herumläuft und alle abklatscht, die den Ball gerade nicht haben. Und weil nach der Spiellogik die „Gefahr“ von allen Seiten kommen kann, vermehrt sich das Virus explosionsartig unter den Spielern. Das kommt dem richtigen Leben schon sehr nahe und bildet eine nachvollziehbare Situation für alle ab. In der anschließenden Gesprächsrunde tauschen sich Spieler und Trainer über ihre Gefühle und Erfahrungen aus. Was ich hier schildere, ist aber nur ein Spiel von insgesamt zehn, die an einem Tag im „Kick it“-Projekt einen Bezug zwischen Sport und Gesundheitserziehung herstellen. Erweitert wird das Spektrum erzieherischer Inputs



Die beiden Pokale sind Lessegos ganzer Stolz. Eines Tages möchte er professionell Fußball spielen – der Traum vieler Jungs aus Soshanguve.

auch durch Elemente der Gewaltprävention. Denn dies ist in der Lebenswirklichkeit der Townships ein wesentlicher Aspekt, der sich für jeden Einzelnen und für das Zusammenleben in der Gemeinschaft langfristig positiv auswirken wird.

Inzwischen duftet es verführerisch aus den großen gusseisernen Kesseln über den Holzkohlefeuern, in denen Maisbrei und Fleischsauce zubereitet werden. Gleich werden wir uns zusammen mit den Jugendlichen auf das Mittagessen stürzen, denn es war ein anstrengender Vormittag. Eigentlich ist es ja schon vier Uhr nachmittags, aber das ist hier keinem bewusst, weil die Zeit mit den Jugendlichen und Betreuern wie im Fluge vergangen ist. Nachdem die Deckel von den großen Töpfen gelüftet wurden, sitzen wir gemeinsam essend auf den Stufen vor den Schulgebäuden. Und dann brandet dieses offene, herzliche Lachen auf (das es nur in Afrika gibt), wenn der weiße Gast sich dann auf den Boden setzt und – wie alle anderen hier auch – mit den Händen isst. Das hätte man uns nun doch nicht so zugetraut.

„ARCH“ UND DER VERKEHRSSTAU

Ein ebenso freundliches Lachen schlägt mir ein paar Tage später in Kapstadt entgegen. Ich sitze mit Friedensnobelpreisträger Erzbischof Desmond Tutu im Café und spreche mit ihm über die Sportaktivitäten des Projektes in Soshanguve. Der Bischof lacht, weil wir gerade einen Verkehrsstau verursacht haben: Als wir nach dem Gottesdienst in der Kathedrale von Kapstadt die Hauptstraße überqueren mussten, um das Café anzusteuern, lief „Arch“ – wie ihn hier alle nennen – einfach los, obwohl die Ampel rot zeigte. Aber in seinem legeren afrikanischen Hemd und der abgegriffenen Schiebermütze erkannten ihn die Autofahrer sofort und stoppten. Es kam zu einem Auflauf, weil er von Auto zu Auto ging und Hände schüttelte. Schließlich musste der Verkehr aber abfließen und so beschränkte er sich darauf, die Hände kurz abzuklatschen, die ihm aus den vorbeifahrenden Autos entgegengehalten wurden. Es waren sehr viele Autos. Beeindruckend.

Als wir dann nach weiteren Begrüßungen und Umarmungen von Passanten endlich beim Frühstück sitzen, erzählt Arch von der Global Conference, die CARE International im vergangenen Jahr in Kapstadt abgehalten und bei der er gesprochen hatte. Er schätze die Arbeit von CARE ungemein, aber dass er von den Delegierten selbst so gelobt worden sei, das habe ihn doch schamrot werden lassen. Und dann kommt es: „Da hilft es doch sehr, wenn man schwarz ist. Da sieht es keiner, wenn man rot wird!“, sagt er – und lacht. Ich lade ihn nach Deutschland ein, um beim 30-jährigen Jubiläum von CARE dabei zu sein. Ob er

kommen wolle? „Ja, gerne!“, antwortet er, schränkt aber sofort ein: „Aber nicht während der Fußballweltmeisterschaft!“ – denn da ist Arch im Stadion. Sport ist für ihn eine große Sache.

BAP UND BECKENBAUER

Jetzt sind wir in Johannesburg. Der Bus fährt am Interconti-Hotel vor und entlässt die Jugendlichen aus dem Kick it-Projekt in eine Welt, die sie bisher nur von außen sehen konnten. Von Soshanguve bis nach Johannesburg sind es eine zweistündige Autofahrt und ein Kultursprung sondergleichen. Dort die Hütten und Straßenverkäufer, hier die Glitzerwelt der Hotelrezeption und beflissene Portiers. Und doch ist beides Südafrika, ein Land, das mit großer Erwartung der Fußball-WM entgegen fiebert.

Letzteres ist der Grund des Zusammentreffens von Sportlern auf höchstem Niveau: Die jugendlichen Kick it-Stars von morgen treffen den Botschafter der Bundesliga-Stiftung, Franz Beckenbauer, den Helden mit einer großen Vergangenheit, auf Augenhöhe – na, nicht ganz, der Franz ist doch ein wenig größer. Völlig gelassen nehmen die Kids Aufstellung zum Gruppenbild mit dem Kaiser, der voller Überzeugung in die laufende Kamera sagt: „Bundesliga-Stiftung und CARE – gemeinsam gewinnen!“ Das ist die Botschaft des Vormittags und gleichzeitig die Bestätigung einer Kooperation der Bundesliga-Stiftung mit CARE zur Förderung des Sportprojekts in Soshanguve. Über Horst Schroth, den Kabarettisten, der das Projekt schon lange unterstützt, kam der Kontakt zur Bundesliga-Stiftung. Deren engagierter Geschäftsführer Kurt Gaugler schloss das Kooperationsabkommen.

Der große Moment kommt, als Bap, zwölf Jahre alt, seinen ausgefransten Fußball vorweist und der Kaiser erzählt, dass er so einen Ball als Jugendlicher auch getreten habe. Große Augen bei den Kids: Wenn der das konnte, mit so einem Ball, wenn der so ein Superheld des Fußballs werden konnte – warum dann nicht auch wir? Da zaubert der Kaiser einen Adidas-Ball herbei und überreicht ihn mit den Worten: „Just kick it!“ Große Freude bei allen. So einfach wie im Sport funktioniert Verständigung über Grenzen und Kulturen hinweg wohl selten. Und da spielt es auch keine Rolle, dass wir im Interconti stehen, da zählen nur Rasen, Ball und Tor und der Wunsch dabei zu sein. Im Hintergrund meine ich zu sehen, dass Kurt Gaugler gerührt ist, aber das ist ganz normal bei einem solchen Ereignis – mir geht es ja ähnlich.

Das Projekt „Kick it“ wird von CARE Deutschland-Luxemburg zusammen mit der Initiative „Stars of Tomorrow“ durchgeführt und von der Bundesliga-Stiftung unterstützt.

Ohne Schweiß keinen Preis. Und keine Entwicklung.

Mit Sportevents sammelt CARE rund um die Welt Geld für Projekte zur Armutsbekämpfung.

Mit dem Schweinehund ist das so eine Sache. Am besten lässt er sich überlisten, wenn man ihn gemeinsam angeht. Und sicher hilft es auch, wenn die Überwindung mit einem guten Gefühl belohnt wird. Millionen von Menschen unterstützen weltweit Hilfsorganisationen mit Geld. Das sind Daueraufträge, spontane Überweisungen, Anrufe bei der Spenden-Hotline oder die klassische Münze in der Sammelbüchse. Das kostet den Spender Zeit

und Geld, aber keine körperliche Anstrengung. Wer sich aber gerne auspowert und den Erfolg nicht nur auf der Waage spüren will, für den gibt es die CARE challenges.

Challenge bedeutet Herausforderung und genau darum geht es bei den Sportevents, die von CARE in Großbritannien und Australien angeboten werden. Ob Radfahren, Wandern, Paddeln oder alles zusammen – geboten werden sportliche Ausflüge, bei

denen kleine Gruppen oder komplette Unternehmen mitmachen können. Jeder Teilnehmer setzt sich ein bestimmtes Fundraising-Ziel, das erreicht werden soll. So können etwa Geschäftspartner, Freunde oder Familienmitglieder einen bestimmten Beitrag als Belohnung spenden, wenn die sportliche Herausforderung gemeistert worden ist. Deshalb heißt der Leitspruch der Aktionen auch passend: Challenge yourself. Challenge poverty. Fordere dich selbst heraus. Fordere die Armut heraus.

TEAMWORK AUF DER INSEL

In Großbritannien haben bis heute mehr als 1.500 Firmen an der CARE challenge teilgenommen. In diesem Jahr soll rund eine Million britische Pfund für CARE-Projekte zusammenkommen – eine beeindruckende Summe, für die viel Schweiß fließt. Einige der in Großbritannien organisierten Events richten sich sogar an bestimmte Berufszweige. Die Teilnehmer können dann nicht nur Kalorien verbrennen, sondern auch Netzwerke knüpfen. Und das funktioniert beim Sport an der frischen Luft häufig ungezwungener als auf einem Stehempfang nach Büroschluss. Gleichzeitig sammeln die Teams Geld für Projekte, die in ihrer Branche in Entwicklungsländern umgesetzt werden. So treffen sich etwa Teams von Mode- und Schuhfirmen zum Radfahren, Laufen und Kanufahren. Damit helfen sie dann, die Arbeitsbedingungen, Einkommenssituation sowie die Gesundheit von Textilarbeitern in CARE-Projektländern zu verbessern.

Auch für IT-Experten gibt es eine besondere Herausforderung abseits von Bits und Bytes: Bei der „3 Peaks Challenge“ erklimmen die Teams innerhalb von 24 Stunden die drei höchsten Berge in Schottland, England und Wales. 2010 können britische Sportsfreunde aber auch dem Nieselregen der Insel entfliehen und erstmalig eine CARE challenge da annehmen, wo das Herz der Hilfsorganisation schlägt: in einem Projektland. Innerhalb von drei Tagen besteigen die Teilnehmer drei Berge auf der Sinai-Halbinsel in Ägypten. Der Erlös kommt der Arbeit von CARE in dem nordafrikanischen Land zugute, wo sich die Organisation auf Landwirtschaft, Einkommensförderung und Bildung konzentriert.

MIT DEM DRAHTESEL DURCH SÜDOSTASIEN

Die sportlichen Unterstützer von CARE Australien hingegen sind schon seit längerem nah an der Arbeit von CARE dran. Seit 2007 gibt es die CARE Cycle Challenge, die teilnehmende Radfreunde quer durch Südostasien führt. Ob Kambodscha, Vietnam, Laos

oder Osttimor – die Teams bereisen die Region mit dem Drahtesel und lernen so die Arbeit von CARE und die Menschen vor Ort kennen. Im Frühjahr 2010 begab sich eine Truppe von sieben sportlichen Frauen auf den Weg nach Kambodscha und Vietnam zur „I am powerful“-Cycle Challenge. Der Slogan beschreibt die Überzeugung von CARE, dass Frauen der Schlüssel zur nachhaltigen Entwicklung sind. Und das konnten die Australierinnen vor Ort während ihrer neuntägigen Tour hautnah miterleben. Sie trafen etwa eine Spargruppe aus Kroatien, die mit gemeinsam gespartem Geld Saatgut und Düngemittel kaufen kann. Von dem Verkauf der gezüchteten Nahrungsmittel können ihre Töchter das Schulgeld bezahlen. Und sie besuchten das Dorf Krous, in dem mit einer neuen Pumpe und Wasserkanälen nun dreimal im Jahr Reis geerntet werden kann.

Für Belinda, eine der Teilnehmerinnen, waren die Radtour und die Begegnung mit den Frauen Asiens unvergessliche Erfahrungen: „Das wird für immer in unseren Köpfen und Herzen sein. Wir haben uns gegenseitig viel erzählt, Fragen gestellt und natürlich miteinander gelacht.“ Trotz der widrigen Umstände – es herrschten Temperaturen von 40 Grad und die buckeligen Pisten forderten Radlerinnen und Reifen gleichermaßen – waren bei diesem Sportereignis alle Gewinnerinnen. „Die Radtour hat uns gezeigt, dass Frauen überall auf der Welt gleich sind. Wir denken gleich, wir verstehen die gleichen Dinge, und letztlich sind selbst unsere verschiedenen Muttersprachen keine Hürde mehr“, freut sich Belinda.

IN BONN UND KÖLN LÄUFT DER BETRIEB

Schweiß plus Teamerfahrung gleich Geld für Entwicklungsprojekte – diese Rechnung geht bei den CARE challenges auf. Auch in Deutschland: In Bonn und Köln findet jedes Jahr ein Firmenlauf statt, dessen Erlöse unter anderem auch CARE zugute kommen. Das Besondere dabei: Das Betriebsklima wird erwärmt, wenn die Kollegen Seite an Seite in Richtung Zielgerade laufen. Dabei geht es nicht nur um Schnelligkeit: Prämiert werden auch diejenigen Firmen, die im Verhältnis zu ihrer Größe die meisten Mitarbeiter zur Teilnahme motivieren. Jedes Jahr wird ein ausgesuchtes Projekt von CARE unterstützt, sei es der Kampf gegen AIDS in Sambia oder die Förderung von Nahrungsanbau in Malawi. Seit 2006 rennen die Firmenmitarbeiter in Bonn, zwei Jahre später ging der Kölner Firmenlauf an den Start. Bis heute haben sich mehr als 850 Firmen mit über 15.000 Läufern an dem Event beteiligt. So wird der Kampf gegen den inneren Schweinehund gleichzeitig ein Erfolg im Kampf gegen weltweite Armut.

„Ich kann nur ernten, was ich säe“

Die 23-jährige Doreen Nabwire Omondi ist in Mathare aufgewachsen, einem der größten Slums von Nairobi. Seit Herbst 2009 kickt sie bei der Frauenmannschaft von Werder Bremen. Die Botschafterin der Organisation Mathare Youth Sports Association (MYSA) erzählt von ihrem Erfolg als Fußballerin, von den vielen unentdeckten Talenten Kenias – und ärgert sich darüber, dass wir Deutschen Afrika immer in einen Topf werfen.



Doreen Nabwire Omondi auf dem Spielfeld von Werder Bremen: „Im Fußball gibt es nur eine Sprache, die verbindet alle.“

Doreen, Sie sind seit Herbst letzten Jahres in Bremen. Haben Sie den außergewöhnlich kalten Winter gut überstanden?

So eine Kälte habe ich noch nie erlebt. In Kenia wird es nie kälter als 15 Grad. Der Winter hier war schrecklich, ich habe manchmal fast geweint vor Schmerzen in den Fingern. Und dann haben wir noch in diesem Wetter trainiert. Ich bin zwar froh, dass ich gesund blieb und nicht krank wurde, aber Schnee, Eis und dabei Training im Freien; das ist nichts für mich.

Sie sind in Mathare, einem der größten Slums Kenias aufgewachsen. Wie sind Sie zum Fußballspielen gekommen?

Als ich fünf oder sechs Jahre alt war, habe ich mit meiner Freundin Monica angefangen, Fußball zu spielen. Während die anderen Mädchen typische Mädchenspiele spielten, haben wir die Jungs gefragt, ob wir mit Fußball spielen dürfen. Doch meistens haben sie uns weggeschickt. Deshalb haben wir uns einen eigenen Ball aus Plastikresten und einer Schnur gebastelt. Und dann kamen auf einmal die Jungs zu uns und wollten mitspielen. Doch da haben wir sie weggekickt (*lacht*).

Ich musste 30 Minuten zur Schule laufen, aber war immer beschäftigt mit Kicken, ob es nun eine Plastikflasche oder eine Dose war. Das war nicht geplant, es ist einfach so passiert. Dann war da ein Typ aus der Nachbarschaft, der mich und Monica beim Fußballspielen sah. Er erzählte uns, dass er eine Mädchenmannschaft aufstellen will und fragte, ob wir mitmachen wollen. Klar, hab ich mir gedacht, eine Mannschaft, warum nicht?

War es für Sie als Mädchen besonders schwer, als Fußballerin respektiert zu werden?

Ja, ich denke schon. Es war sehr schwer, meine Mutter überhaupt erstmal davon zu überzeugen, mir das Fußballspielen zu erlauben. Ich habe mich oft mit ihr darüber gestritten. Denn sie wollte, dass ich alle Aufgaben im Haushalt erledige. Ich habe mich dann extra angestrengt, alle die Sachen, die ich für sie tun musste, schnell zu erledigen, so dass ich dann nachmittags zum Spielen rauskonnte. Aber selbst dann hat sie mir neue Aufgaben aufgetragen und ließ mich nicht gehen. Manchmal bin ich einfach abgehauen und habe gespielt, aber das gab natürlich großen Ärger danach.

Eines Tages hatte unser Team ein wichtiges Turnier und ich sollte mitspielen. Ich habe meine Teamkollegen gefragt, ob sie zu mir kommen können. Ich dachte, wenn meine Mutter sieht, dass auch andere Mädchen dabei sind, lässt sie mich teilnehmen. Ich wusch also in der Küche das Geschirr ab, während alle meine Teamkollegen um mich herumstanden und mit meiner Mutter

argumentierten. Doch sie sagte: „Nein, Doreen muss abwaschen und auf das Baby aufpassen.“ Dann kam mein Vater. Er war sehr überrascht darüber, denn er wusste noch nicht, dass ich Fußball spielte. Doch dann sagte er, klar, das musst du machen, und ließ mich gehen. Danach hatte ich freies Spiel sozusagen.

Im Jahr 1999 war dann der Norwegen Cup, zu dem die kenianische Organisation MYSA (Mathare Youth Sports Association) Jungen- und Mädchenmannschaften entsendete. Ich zwölf Jahre alt und hatte mich für das Team qualifiziert. Dann hat auch meine Mutter realisiert, dass ich es erst meine mit dem Fußball. Seitdem sind meine Eltern meine treuesten Fans.

Mit 12 Jahren haben Sie bereits eine Mädchenmannschaft trainiert. Wie kam es dazu?

Eine der Bedingungen, um am Norwegen Cup teilzunehmen, war es, eine eigene Mannschaft zu trainieren. Also suchte ich mir ein Team von Mädchen und spielte mit ihnen Fußball. Damals wusste ich noch nicht viel vom Trainieren, das kam erst später.

Sie werden als beste Fußballerin Kenias und als großes Talent gehandelt. Bei der Straßenfußball-WM 2006 in Berlin haben Sie mit ihrem Team den 1. Platz geholt. Sie waren die erste Afrikanerin, der das gelungen ist. Woher nehmen Sie den Willen und die Kraft, sich soweit nach vorn zu kämpfen?

Ich bin hier in Deutschland nicht allein für mich, sondern ich repräsentiere all die Mädchen aus Kenia, die gute Fußballtalente sind und die doch nicht die Chance haben, je nach Deutschland zu kommen. Denn in Kenia kümmert sich niemand um Fußballerinnen, es gibt auch kein Interesse an einer Frauennationalmannschaft bei der Regierung oder beim kenianischen Fußballverband. Ich habe viel Glück gehabt in meinem Leben. Und ich schöpfe meine Kraft aus dem Wissen, dass es viele Mädchen gibt wie mich, deren Talente ebenfalls gefördert werden müssen. Sie alle müssen gehört werden und eine Chance bekommen. Und ich kann ihnen dabei helfen, in dem ich hier bin und ihnen ein Gesicht gebe.

Willi Lemke, ehemaliger Werder-Bremen-Manager und heutiger Sportbeauftragter der Vereinten Nationen hat Sie dann nach Deutschland geholt. Wie kam es dazu?

Ich habe ihn während einer Konferenz der Vereinten Nationen im Juni 2009 getroffen. Er hatte die Idee mit den Vorbildern, das heißt, er wollte junge Menschen aufbauen, die dann Vorbilder sind und andere motivieren. Er hat diese Idee auch in der deutschen Botschaft erläutert. Dort gab es einen Mitarbeiter,

der mich kannte und er hat Willi Lemke von mir erzählt. Ein paar Tage später hat Willi dann Auma Obama (Kordinatorin des CARE-Projekts „Sport für sozialen Wandel“, Seite 44, Anm. der Redaktion) getroffen und sie hat ihm ebenfalls von mir erzählt. Da dachte er sich wohl, okay, das Mädchen muss ich treffen. Und einen Tag später haben wir uns kennengelernt.

Zwei Monate danach war ich bei einem Trainingskurs in den Niederlanden. Willi hat davon gehört und meinte, ich solle in Bremen zu einem Probetraining vorbeikommen. Ich habe mit der Frauenmannschaft trainiert und die Trainerin war so begeistert, dass sie mir direkt die ganze Fußbalausstattung gab. Am nächsten Tag habe ich bei einem Freundschaftsspiel drei Tore geschossen und da war für die Trainerin klar, dass ich bleiben sollte. Werder Bremen hat mir dann geholfen, alles zu organisieren und seit September bin ich nun hier.

Was hat Ihr Erfolg bei ihrer Familie, Freunden und auch bei Ihnen selbst ausgelöst?

Meine Familie und meine Freunde sind natürlich total stolz auf mich. Sie haben mich immer unterstützt, denn es war nicht einfach, hierher zu kommen und alles zu organisieren. Denken Sie allein an den mühsamen Prozess, ein Visum für Deutschland zu bekommen. Aber, hey, ich denke immer, man kann nur ernten, was man gesät hat. Und so arbeite ich hart und kann viel erreichen. Ich bin glücklich, dass viele Menschen das bemerkt haben und ich deshalb nun in Bremen bin.

Wer ist Ihr persönliches Vorbild?

Es gibt eine Menge Menschen, die mich inspirieren. Da ist zum Beispiel Nelson Mandela. Oder Alicia Keys. Ich finde es toll, wie sie sich engagiert für Waisenkinder und AIDS-Kranke. Ich bewundere das und es bewegt mich dazu, selbst etwas zu tun. Denn sehen Sie es mal so: Dort, wo ich herstamme, kommt selten eine Alicia Keys oder ein Willi Lemke vorbei. Aber dass muss auch nicht unbedingt sein. Denn viel wichtiger ist es doch, dass es Menschen meines Alters gibt, die selber die Dinge in die Hand nehmen und gemeinsam etwas verbessern wollen. Okay, wir mögen nicht die Welt verändern. Aber wir können doch kleine Dinge bewegen, die viel bedeuten können.

Wenn es um Fußball geht, ist mein großes Idol Ronaldo. Ich mag die Art, wie er Fußball spielt, er ist so motivierend.

Begegnen Ihnen in Deutschland viele Vorurteile gegenüber Afrika? Welches ärgert Sie am meisten?

Mir fällt auf, dass hier über Afrika immer nur negativ berichtet

wird. Wenn etwas Gutes passiert, liest man nichts, aber sobald Gewalt ausbricht oder Korruption stattfindet, dann berichten Zeitungen, Radio und Fernsehen darüber. Das verstehe ich nicht.

Und was mich wirklich stört, ist, dass die Deutschen immer von Afrika sprechen, als wäre es ein einziges Land. Aber das ist es nicht, es gibt 54 Länder und noch viel mehr Sprachen und Kulturen. Ich werde immer als Afrikanerin bezeichnet. Aber ich komme aus Ostafrika, ich habe keine Ahnung, wie es in Westafrika aussieht. Und selbst hier in Deutschland, wenn ich Freunde aus afrikanischen Ländern treffe, so können wir uns oft nur in Deutsch verständigen. Denn sie stammen beispielsweise aus Westafrika, wo man viel Französisch spricht, während bei uns in Ostafrika Englisch gesprochen wird.

Was vermissen Sie an Kenia?

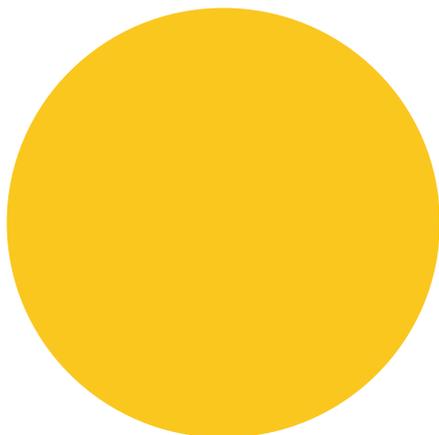
Meine Familie, meine Freunde – und natürlich meinen Sohn. Er ist jetzt 18 Monate alt und lebt bei meiner Mutter. Ich vermisse ihn wirklich sehr und kann es kaum abwarten, ihn bald wieder zu sehen.

Im Jahr 2007 gab es in Kenia schwere Unruhen nach den Wahlen, verschiedene Ethnien gingen gegeneinander vor. Schürt der Sport Gewalt und Ressentiments oder kann er eher Frieden schaffen?

Er schafft Frieden, definitiv. In Kenia werden 42 Sprachen gesprochen. In meinem damaligen Fußballteam gab es niemanden, der meine Sprache gesprochen hat, denn meine Teamkollegen kamen alle aus verschiedenen ethnischen Gruppen und Kulturen. Aber der Fußball hat uns zusammen gebracht. Durch den Fußball können wir die Nachricht verbreiten: Wir sind ein Team und wollen gemeinsam gewinnen! Wenn wir gegen ein anderes Team spielten, dass auch aus unterschiedlichen Kulturen bestand, so ging es auf dem Spielfeld nur ums Spiel. Wir müssen alle zusammenhalten. Gegeneinander zu kämpfen hilft da nicht.

Aber ich klage auch unsere politischen Führer an. Sie sind die Oberschicht unseres Landes. Doch es waren die armen Leute, die sich bekämpft haben. Es waren die gleichen Leute, die während der Wahlen ihre Stimme abgegeben und damit der Regierung die Macht verliehen haben. Aber die Mächtigen haben komfortabel auf ihrem Sofa gesessen, während draußen die Menschen starben. Es liegt in unserer Hand, dies wahrzunehmen und zu erkennen, dass uns die Gewalt nichts bringt.

Unser Fußballteam ist damals in alle Winde zerstreut worden, viele mussten fliehen. Doch nach einiger Zeit haben wir wieder zusammengefunden und konnten wieder gemeinsam kicken.



Was unterscheidet sich am Training bei Werder Bremen und der Mathare Youth Sports Association (MYSA), wo Sie angefangen haben zu spielen?

Es gibt nur eine Sprache im Fußball. Es ist völlig egal, ob du in Afrika, Asien oder Europa trainierst, du wirst überall verstanden. Jeder Trainer mag zwar eine andere Trainingsmethode haben, aber am Ende des Tages geht es nur um eines: Fußball.

Bei MYSA haben Sie nicht nur gekickt, sondern auch über AIDS aufgeklärt und an Aktionen zur Reinigung des Slums teilgenommen. Bei Werder Bremen sind Sie in der Abteilung Sozialmanagement aktiv. Ist der Sport also für Sie mehr als Wettkampf?

Ja, unbedingt. Sport ist ja ein Werkzeug für den sozialen Wandel. Wenn wir Sport mit Ausbildung verbinden, dann sehen wir, dass wir etwas erreichen können. In Kenia gibt es beispielweise eine hohe AIDS-Rate. Deswegen haben wir bei jedem Spiel und bei jedem Turnier die Leute auf die Gefahren von AIDS hingewiesen und haben sie angeregt, Kondome zu benutzen. Bei MYSA war ich Mitglied unseres AIDS-Projektes, wir waren auch in Schulen und haben bei jeder Gelegenheit über AIDS und HIV aufgeklärt.

Welche Waffen braucht man als Frau in Kenia, um den Kampf gegen Armut zu gewinnen?

Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau. Die Männer müssen also endlich aufhören, auf uns herabzuschauen und zu glauben, wir Frauen könnten nichts erreichen. Ich will nicht, dass man uns eine Chance oder eine Position gibt, bloß weil wir Frauen sind. Ich will zeigen, dass wir dazu fähig sind und es uns verdient haben. Du musst herausstechen und sagen: „Yes, I can.“

Was raten Sie heute den jungen Mädchen in Mathare, für die Sie ein Vorbild sind?

Ich sage ihnen immer: Fußball ist nicht alles. Selbst wenn sie wirklich talentiert und ehrgeizig sind, so sind Fußball und Ausbildung gleichermaßen wichtig. Bildung ist der einzige Weg zum Erfolg. Denn wenn eines der Mädchen eine Verletzung hat und nicht mehr spielen kann, kann sie sich auf ihre Ausbildung als zweites Standbein stützen. Und dann sage ich noch: Arbeitet hart, gebt euer Bestes – seid diszipliniert und ihr werdet erfolgreich sein.

Nächstes Jahr findet in Deutschland die Frauenfußball-WM statt. Wird Kenia dabei sein?

Nein, ich glaube nicht.

Warum nicht?

Es gibt zwar viele gute Spielerinnen, aber das letzte Spiel der kenianischen Frauenmannschaft fand im Jahr 2006 gegen Kamerun statt. Im März sollte eigentlich ein Spiel gegen Eritrea stattfinden, aber das wurde abgesagt. Der Grund war, dass es wohl kein Geld gebe und man sich das nicht leisten könne. Wegen schlechter Führung gibt es kein Team und niemanden kümmert's. Es gibt auch keine Unterstützung von der Regierung. Ich hoffe jedoch, dass sich das bald ändert. Ich würde gerne daran mitarbeiten, eine kenianische Frauennationalmannschaft aufzubauen. Für meine Alterklasse wird es dann wohl zu spät sein, um selber zu spielen. Aber es gibt genug junge Talente, die dafür geeignet wären und die viel erreichen könnten.

Sie bleiben noch bis August 2010 in Deutschland. Was kommt als Nächstes?

Ich möchte zurück nach Kenia gehen und an meinem Frauenprojekt „Girls unlimited“ weiterarbeiten. Etwa 20 bis 25 Mädchen sind darin involviert, wir haben damals alle zusammen im Team bei der Mathare Youth Sports Association gespielt. Jetzt sind wir älter als 20 Jahre und können nicht mehr für MYSA kicken. Doch einige von uns sind dadurch etwas allein gelassen und fallen aus ihrem Netzwerk heraus. Aber wir müssen zusammenbleiben und das Wissen, das wir gesammelt haben, an die jüngeren Mädchen weitergeben.

Deswegen habe ich mir überlegt, dass wir einfach selbst weitermachen. Wir werden also Mädchen zum Sport mobilisieren, sie trainieren, Schulen besuchen, unseren Slum mit ihnen aufräumen und sie motivieren, ihre eigenen Talente zu entdecken und an ihrer eigenen Perspektive zu arbeiten. Das ist mein Plan.

Der mit den Waisen tanzt

*Herbert Grönemeyer besucht Waisenkinder in Ruanda.
Und tanzt mit ihnen gegen Trauma und Kriegserinnerungen.*

Von Weitem schon hört man sie, die Trommeln von Nyagasozzi. Als das Auto anhält und die Tür sich öffnet, wird es still. Selbst Kinder und Hunde schweigen, zu groß ist die Spannung. Wie sieht er aus, ein deutscher Popstar? Was wird er sagen, was tun? Man könnte Stecknadeln fallen hören. „Muraho“, Herbert Grönemeyer grüßt die wartende Menschenmenge in Kinyarwanda, der Landessprache Ruandas und hebt die Hand. Applaus, Trommelwirbel, trällernde Jubelrufe – das Eis ist gebrochen. Langsam finden die Trommeln in ihren Rhythmus zurück. In beeindruckender Geschwindigkeit tanzen die Waisenkinder des Dorfes nach vorne und begrüßen den Gast, ihren Gast. Herbert Grönemeyer ist allein für sie nach Nyagasozzi gekommen. Als Botschafter der Kampagne „Gemeinsam für Afrika“ möchte er ihre Geschichte hören, ihr Leben kennenlernen. Das macht sie stolz. „Wir haben extra das Schlagloch im Dorf repariert“, sagt Lilianne, Mitglied des CARE-Waisenkinder-Clubs. „Wir dachten, ein Popstar kommt mit dem Motorrad.“ Aber macht nichts, ob mit oder ohne Motorrad, jetzt fordern sie ihn zum Tanz auf und staunen: Nur ein paar Minuten und Grönemeyer tanzt die traditionellen Bewegungen wie ein Einheimischer. „Woher kann er unsere Tänze? Wir im Waisenkinder-Club üben sie über Monate“, fragt Eric, sichtlich beeindruckt.

SCHWERE BÜRDE

Über 422.000 Waisenkinder leben in Ruanda, eine Folge des Völkermordes von

1994 und der rasanten Ausbreitung der Krankheit AIDS. Die meisten von ihnen leben auf sich allein gestellt in Kinderhaushalten oder auf der Straße. Hilfsarbeiten wie Wasser holen, Feldarbeit und nicht selten Prostitution werden zu ihren Überlebensstrategien. Der Großteil der kindlichen Familienvorstände sind Mädchen. So auch Lilianne. Die 17-jährige führt Herbert Grönemeyer in ihre karge Hütte. Mit leiser Stimme erzählt sie von ihrem Leben: Liliannes Vater wurde 1994 während des Genozids ermordet, die Mutter starb, als sie elf Jahre alt war. Zunächst kümmerte sich ein Onkel. Jetzt sind Lilianne und ihre drei jüngeren Geschwister auf sich allein gestellt. Lilianne geht nicht mehr zur Schule. Stattdessen ist sie für die Ernährung und Erziehung der Geschwister zuständig. Auf einem winzigen Stück Land von gerade einmal drei Quadratmetern baut sie Bananen an. Wenn das Klima günstig ist, erntet sie genug, um ein paar davon zu verkaufen. Für die Nachbarn hütet sie ein Schwein und eine Kuh. Ihr Lohn ist der Viehmist – Dünger für das Feld. Die jüngeren Geschwister Sylvianne und Christiane gehen in die Grundschule, der ältere Onesphole muss seit Kurzem zuhause bleiben. Keiner kann die vier Dollar für die notwendige Schuluniform aufbringen.

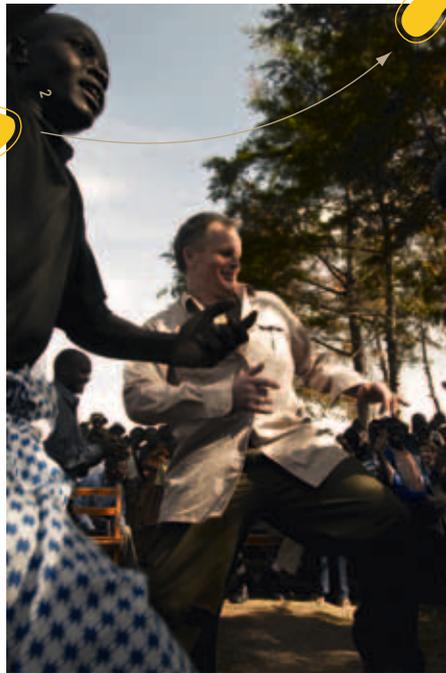
Ein klassisches Thema für Pascale. Sie ist Nkundabana, eine ehrenamtliche CARE-Helferin aus dem Nachbardorf, die Lilianne und vier weitere Waisenkinderhaushalte unterstützt. „Nkundabana“ bedeutet „diejenigen, die Kinder lieben“ auf

Kinyarwanda. Und so sucht Pascale gemeinsam mit den Kindern Lösungen für alle anfallenden Alltagsprobleme, hilft im Krankheitsfall und zusammen mit CARE auch mit Lebensmitteln oder Sachgütern.

BALSAM FÜR DIE SEELE

„692 Nkundabanas in vier Distrikten haben wir inzwischen ausgebildet“, sagt CARE-Sozialarbeiterin Jacqueline Nzaramba. „Sie werden wichtige Vertrauenspersonen für die Kinder und begleiten sie viele Jahre lang. Eigentlich leisten sie das, was uns in Ruanda durch den Genozid verloren gegangen ist: die Bereitschaft zur Nachbarschaftshilfe. Diese müssen wir erst wieder mühsam lernen – zu tief sitzen das Trauma und die Angst, dass andere einem plötzlich Böses wollen könnten.“ Gemeinsames Singen und Tanzen sind ein Weg, diese Ängste langsam, ganz langsam zu überwinden. Neben Schulungen zu Gartenbau, Viehzucht, Gesundheit und AIDS-Prävention steht Tanzen deshalb auch in den CARE-Waisenkinder-Clubs ganz oben auch auf dem Programm. „Das Tanzen lässt die Kinder für kostbare Augenblicke alle Sorgen und Ängste vergessen“, so Jacqueline. „Es gibt ihnen ihren Stolz und ihr Lachen zurück.“ Ein Lachen, für das auch Herbert Grönemeyer kämpft.

CARE Deutschland-Luxemburg ist Mitglied im Bündnis GEMEINSAM FÜR AFRIKA, das sich im Rahmen einer bundesweiten Kampagne für bessere Lebensbedingungen in Afrika einsetzt.



Herbert Grönemeyer beeindruckt die Waisenkinder von Nyagasozi mit seinem Tanztalent.



„Alles.





Wir brauchen alles.“



Kein Kinderspiel

Wie Sport nach dem Erdbeben in Haiti dabei hilft, Trauma und Alpträume zu verarbeiten.



Spiel, Sport und Spaß sind das Letzte, was einem durch den Kopf geht, wenn man durch die Trümmerfelder von Port-au-Prince läuft. Haitis Hauptstadt ist am 12. Januar 2010 von einem massiven Erdbeben erschüttert worden. Die tragische Bilanz: über 220.000 Tote, 300.000 Verletzte und 1,3 Millionen Menschen, die ihr Zuhause verloren haben. Häuserruinen ragen gespenstisch in den Himmel, der Staub und die Hitze machen das Atmen schwer. Dicht gedrängt stehen Trümmerberge neben noch intakten Häusern, dazwischen quetschen sich provisorische Lager. Überall haben die Menschen sich im Freien niedergelassen, meist nur notdürftig vor der Sonne und dem Dreck mit Bettlaken oder Plastikplanen geschützt.

Wenn man die Haitianer fragt, was sie benötigen, antworten sie schlicht mit einem Wort: „Alles. Wir brauchen alles.“ Hilfsorganisationen konzentrierten sich deshalb zunächst auf das Grundlegendste: Wasser, Nahrung und Unterkünfte. Doch trotz allem Mangel ist eines doch im Überfluss vorhanden: Zeit. Die Tage sind gähnend lang und die Ungewissheit macht allen zu schaffen. Männer sitzen an einem wackeligen Holztisch, sie haben irgendwo ein Kartenspiel aufgetrieben und vertreiben sich damit die Zeit. Jugendliche laufen herum und suchen nach Arbeit, Beschäftigung, einem Sinn. Die Kleinsten trifft es besonders schwer. Auch mehrere Monate nach dem Erdbeben sind die meisten Schulen noch geschlossen, Unterricht findet nur selten statt. Und so ist den Kindern alles genommen, was ihrem Leben Orientierung gab: ihr Zuhause und ihr Schulalltag.

HAITIS KLEINE IMPROVISATIONSKÜNSTLER

Fantasievoll finden die Kleinen auf den Straßen immer wieder Möglichkeiten, sich zu beschäftigen. Da ist der kleine Junge, der sich einen Drachen gebastelt hat und ihn stolz fliegen lässt. Oder das Mädchen mit den Dreadlocks, das atemlos Seilchen springt. Ein alter Plastikdeckel wird an einen Stock gebunden und schon verwandelt er sich in ein kleines Fahrzeug, das durch die Gassen rollt. Aber all die Improvisationskunst reicht nicht, um die Kinder zu beschäftigen und das Erlebte zu verarbeiten. Die Bilder in den Köpfen sind brutal. Plötzlich rüttelte die Erde unter den Füßen, es wurde ohrenbetäubend laut und alles brach zusammen. Ihr Zuhause, das Viertel, die Stadt – all das wurde innerhalb von wenigen Sekunden zu einem Trümmerhaufen. Viele Kinder haben Verletzungen davongetragen oder mussten zusehen, wie Familienmitglieder starben. Und die Gefahr ist noch immer nicht vorbei. Haiti wird regelmäßig von Nachbeben erschüttert, die für die Überlebenden kaum zu ertragen sind. Denn dann kommt die Angst wieder hoch und Panik bricht aus.

Wie kann Sport in so einer Situation helfen? Es mag paradox klingen, aber gerade die Leichtigkeit des Spiels hilft, mit einer solch schweren Situation umzugehen. Sport und Spiel stärken das Selbstbewusstsein der Kinder, ihre Kreativität und ihr Sozialverhalten in der Gruppe. Auf dem Spielfeld lassen sich Gefühle leichter ausdrücken als mit Worten. Und die körperliche Anstrengung hilft auch dabei, aufgestaute Frustration abzubauen. CARE

hat schon bei früheren Katastrophen Sport für die Traumaarbeit angewandt. So auch nach dem Tsunami in Südostasien: In Sri Lanka erhielten behinderte Menschen Rollstühle und gemeinsam mit dem paralympischen Komitee bot CARE Sportaktivitäten an. Auf dem Balkan herrschte nach den Bürgerkriegen der 1990er-Jahre vielerorts große Spannung zwischen den Bevölkerungsgruppen. CARE arbeitet seit damals auch mit Jugendlichen und nutzt unter anderem Sport, um bei der Bewältigung der Erlebnisse zu helfen. So entstehen neues Vertrauen und die Hoffnung auf eine friedliche Zukunft.

SPORT IM PAKET

Auch in Haiti setzt CARE jetzt auf Sport und unterstützt die Gründung von Elternclubs, die wiederum die Sport- und Freizeitangebote für die Kinder eigenständig umsetzen. Es ist wichtig, die Eltern an den Aktivitäten zu beteiligen, denn sie kennen ihre Kinder schließlich am besten. Um sicherzugehen, dass die Kinder in guten Händen sind, wird in jedem Elternclub ein Komitee von zwei oder drei Personen gebildet, darunter sowohl Mütter als auch Väter. Sie sind Ansprechpartner für die Kinder und behalten die Aktivitäten im Blick. Die Kinder erhalten Freizeitpakete mit Spielzeug und Sportzubehör. Darin sind Fußbälle, Buntstifte, Murmeln, Springseile und anderes Spielzeug. Auch die Eltern bekommen ein CARE-Paket: Es enthält Sportausrüstung wie Fuß- und Volleybälle, aber auch Papier und Schreibgeräte sowie Baumaterial, um die Spielplätze instand zu setzen.

CARE bietet die Sportbetreuung für rund 8.000 Kinder in Port-au-Prince und den Nachbarorten Carrefour und Léogâne an. Dabei wird darauf geachtet, dass ebenso viele Mädchen wie Jungen mit an Bord sind. Und es machen vor allem diejenigen Kinder mit, die vom Erdbeben besonders betroffen sind – durch Verletzungen, Behinderungen oder den Verlust der Eltern. Unterstützung erhalten jedoch nicht allein die Kleinen. Wie immer gehen die verschiedenen Projekte von CARE Hand in Hand, in diesem Fall sind auch die Gesundheitsteams vor Ort. Sie bieten besonders den Müttern Unterstützung an, klären über Hygiene auf und beraten zur Vermeidung von Krankheiten.

DIE WORTE WIEDERFINDEN

Sport ist zwar kein Wundermittel, um die verletzten Seelen zu heilen. Aber eins hat sich auch in früheren Projekten dieser Art gezeigt: „Der Sport hilft den Kindern, ihre Routine wiederzufinden und sich abzulenken. Er gibt ihnen aber auch Selbstbe-

wusstsein und ein Gefühl von Kontrolle zurück. Denn Kinder lieben den Wettbewerb, und durch Sport können sie schnelle Erfolgserlebnisse feiern“, erklärt Claudel Choisy. Er betreut seit einigen Jahren die psychosozialen CARE-Projekte und hält Sport für einen wichtigen Schritt in Richtung Normalität. Dabei geht es trotz Wettbewerb nicht um Einzelkämpferei. Denn gerade die Erfahrung im Team ist Balsam für die traumatisierten Jungen und Mädchen. Es hilft, miteinander über das Erlebte zu sprechen, die Erfahrung in Worte zu fassen. Und das geht am besten mit Freunden, denen man vertraut – einem echten Team eben. Diese Erfahrung machte Claudel auch schon 2004, nachdem Wirbelsturm Jeanne in der Küstenregion von Gonaïves im Norden Haitis schwere Verwüstungen anrichtete. „Damals kamen Kinder zu unseren Sportplätzen, die in den ersten Tagen gar nicht sprachen. Sie waren völlig stumm und wie unter Schock.“ Aber Fußball, Volleyball, Basketball und Tennis halfen ihnen dabei, aufzutauen und sich mit den anderen Kindern auszutauschen.

DER KÖNIGSSPORT UND ANDERE KNIFFELEIEN

Fußball wird in Haiti „le sport roi“, Königssport, genannt. Vor allem Jungs lieben es, mit dem Ball zu kicken. Mädchen bevorzugen Volleyball und andere Sportarten. Neben den klassischen Ballsportarten bietet CARE den Kindern aber auch eine Reihe von traditionellen Spielen an, die den Kopf und den Körper gleichermaßen fordern. So zum Beispiel Marelle, ein Bewegungsspiel, das dem deutschen Hüpfekästchen ähnelt. Es stärkt den Gleichgewichtssinn der Kinder und fördert ihr Gedächtnis. Das Brettspiel Ti-ta-to funktioniert ähnlich wie Dame und stärkt die Konzentration. Ebenso wie das Brettspiel Kay, bei dem kleine Steinchen in Fächer sortiert werden müssen. Dabei verbessern die Kinder die Feinmotorik ihrer Hände und lernen nebenbei noch einfaches Kopfrechnen.

Ein Freizeitpaket kann keine psychologische Betreuung ersetzen. Deshalb werden die Elternclubs auch geschult, um besonders schwere Traumata zu erkennen. Diese Kinder werden dann mit professionellen Therapeuten zusammengebracht. Abseits solcher Fälle sind es aber gerade die Gruppenerfahrung und die dabei selbst entwickelten Mechanismen, mit denen Kinder und Jugendliche ihre Erfahrungen am besten verarbeiten können. Angesichts der verheerenden Zerstörung in Haiti mag Sport vielleicht nur eine Randnotiz der Nothilfe sein. Aber für die Kleinsten, deren Welt zusammengebrochen ist, bedeutet jedes geschossene Tor, jeder gewonnene Wettkampf und jedes gemeinsame Lachen einen großen Schritt in Richtung Normalität.



Ein Junge zimmert an einer provisorischen Unterkunft. 1,3 Millionen Menschen wurden durch das Beben obdachlos.



Eine Frau auf der Suche nach Trinkwasser. Die Überlebenden kämpfen mit dem Trauma, sie haben alles verloren und brauchen auch psychologische Hilfe.



In der Hauptstadt Port-au-Prince ist fast alles zerstört, Häuser fielen wie Pappkartons zusammen.



Die hygienischen Bedingungen sind katastrophal. Ein Junge wäscht sich vor seinem zerstörten Haus.



Regierungsgebäude, Kirchen, Schulen, Wohnhäuser, nichts hielt dem starken Erdbeben von Haiti stand.



Kambodscha sucht den Superstar

Mit Karaoke und Sport lernen junge Männer in Kambodscha, dass Frauen Rechte haben. Die hohe Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen kann damit reduziert werden.



Sie haben sie geschlagen. Gefesselt und dann missbraucht; einer nach dem anderen. Sathra schrie, doch die Männer lachten nur. Besonders einer: ihr Exfreund. „Gruppenvergewaltigung ist eine besonders brutale Art, mit seiner Freundin Schluss zu machen. Doch es passiert leider viel zu häufig hier in Kambodscha“, sagt Sharon Wilkinson, Länderdirektorin von CARE in Kambodscha. „Junge Männer wollen ihre Macht und ihre Überlegenheit an Frauen demonstrieren. Meist geschieht es unter Alkohol- oder Drogen- einfluss“, beschreibt Wilkinson den Albtraum, den Sathra erleben musste. Ihr Freund wollte sie loswerden – und zerstörte ihr Leben.

In Kambodscha hat jede vierte verheiratete Frau schon mal einen gewalttätigen Übergriff erlebt; sei es eine Ohrfeige, einen Tritt oder schlimmer, eine Vergewaltigung. Obwohl Gewalt gegen Frauen laut kambodschanischem Recht verboten ist, wird faktisch nie ein Mann angezeigt. Und selbst wenn, dann braucht er meist nur ein paar US-Dollar, um sich bei Gericht und Richter freizukaufen. Die Schande einer Frau ist kostengünstig im Königreich Kambodscha.

„Die Frauen trauen der Justiz nicht, denn die Polizei und das Gericht sind keine Hilfe“, sagt Chansok Lay. Der 27-jährige Jour-

nalist hat sich tiefgreifend mit dem Thema befasst, ein Exot unter kambodschanischen Männern. „Viele Frauen, vor allem auf dem Land, wissen überhaupt nicht, dass sie das Recht haben, Gewalttäter anzuzeigen. Ja, die meisten wissen noch nicht einmal, dass sie überhaupt Rechte besitzen und dass es verboten ist, wenn ihr Ehemann oder Freund sie misshandelt.“ Die Gewaltbereitschaft ist in der Seele der Gesellschaft verwurzelt: Frauen, die misshandelt und geprügelt werden, tolerieren und rechtfertigen ihre eigene Demütigung. Umfragen zeigen: Eine von drei Kambodschanerinnen glaubt, dass der Mann im Recht sei, wenn er seine Frau schlägt. Dabei finden es Männer und Frauen gleichermaßen akzeptabel, wenn eine Ehefrau geschlagen wird, solange sie dabei keine schweren Verletzungen erleidet.

MUSIK BRINGT VERÄNDERUNG

Solche Ansichten können nicht von heute auf morgen verändert werden. Dazu braucht Kambodscha eine hart durchgreifende Polizei und Justiz, Bildung, eine engagierte Regierung – und manchmal auch ein bisschen Musik. Um den Nährboden für die Akzeptanz der Frauenrechte zu pflegen, arbeitet CARE in Kambodscha mit Jugendlichen zusammen.

In Kandal, nahe der Hauptstadt Phnom Penh, haben CARE-Mitarbeiter ein Jugendzentrum eingerichtet, in dem sich die Dorfjugend zu Sport, Spiel und Karaoke trifft. Ein helles Haus mit blauem Dach, direkt an der Hauptstraße, mitten zwischen zwei Schulen gelegen. Vom Eingang her sieht man schon den Basketballkorb, junge Männer und Frauen dribbeln lachend den Ball ins Netz. Ein ungewohntes Bild, denn in Kandal gibt es sonst keine Sportclubs, keine Tennisvereine, Schwimmbäder oder Bolzplätze. Es gibt keine organisierte Freizeitbeschäftigung für junge Männer, bei der sie sich ausleben und auch mal ihre Aggressionen im Wettkampf mit anderen, mit gleich starken Gegnern, austragen können.

DAS KARAOKE-MOBIL

In dem Jugendzentrum steht aber nicht allein der Spaß im Vordergrund. Hier werden auch ernsthafte Themen angesprochen, allen voran Menschen- und Frauenrechte. Aber auch über AIDS, Geschlechtskrankheiten, Gewalt und Rollenbilder in der Gesellschaft wird offen diskutiert. Dabei spielen sich die CARE-Mitarbeiter nicht als Lehrer auf, sondern überlassen die Diskussion den Jugendlichen selbst. Engagierte Schüler oder Schülerinnen, die zuvor ein besonderes Training bekommen haben, agieren als

Gruppenleiter. Sie regen die Diskussionen an, informieren über die Gefahren von AIDS oder organisieren Veranstaltungen wie die abendlichen Gesangswettbewerbe.

Dabei kommt das Karaoke-Mobil zum Einsatz: ein weißer Minibus, ausgerüstet mit einer Musikanlage, zwei großen Lautsprechern, einem Fernseher und Mikrofonen. Damit fahren die Jugendlichen bei Sonnenuntergang an die Promenade des Mekong-Flusses, wo die Einwohner Kandals abends entlang schlendern und den Tag ausklingen lassen. Sobald der Bus ankommt und die Anlage aufgebaut ist, bildet sich eine Mensentraube. Denn Karaoke begeistert Kambodschaner wie der Karneval die Kölner. Das Besondere an CAREs Karaoke-Mobil: Es werden nicht nur aktuelle Pop-Hits gesungen, sondern auch selbst komponierte Lieder über Frauenrechte, Krankheiten und Gefahren beim Sex. Die Gruppenleiter fordern die Menschen an der Promenade zum Dialog auf. Jeder, der ein Lied singt, soll anschließend seine Gedanken zu diesen Themen aussprechen. Diejenigen, die die Fragen der Quizshow richtig beantworten und offen aussprechen, dass man Frauen nicht schlagen, dass man Kondome benutzen soll oder dass Gewalt verboten ist, werden mit lautem Applaus bejubelt.

TEAMARBEIT BEI SPORT UND FAMILIE

„Wir müssen die Denkweise der Menschen verändern“, sagt CARE-Chefin Sharon Wilkinson. „Die Männer müssen Frauen als ebenbürtige Partner akzeptieren. Die Frauen müssen verstehen, dass es ein Unrecht ist, geschlagen zu werden. Und dass sie sich wehren müssen.“ Gleichzeitig dürfen Kambodschas Bürokratie, Justiz und Polizei Gewalt nicht mehr tolerieren. CARE-Mitarbeiter arbeiten deswegen nicht allein mit Jugendlichen zusammen, sondern schulen in Kandal auch Polizeibeamte und fördern Polizistinnen. Ein Frauenhaus nimmt misshandelte Frauen auf, leistet psychologische und medizinische Hilfe und begleitet die Frauen zu Polizei und Gericht.

Ein großer Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft wird von den Jugendlichen Kambodschas getragen. „Der Sport bringt Mädchen und Jungs im Team zusammen. So lernen sie, zusammen zu spielen und sich fair zu verhalten“, sagt Sokunthy Heng, eine junge Exportmanagerin aus Phnom Penh und ehemalige Praktikantin von CARE. „Was sie im Team lernen, das werden sie dann auf ihr Leben und ihre Familie übertragen“, hofft Heng. Unterdessen wird mit dem Karaoke-Mobil an Kandals Uferpromenade bei Sonnenuntergang der Superstar gesucht. Der Superstar der Frauenrechte.

„Wir bewegen Torpfosten“

Auma Obama erreicht in Ostafrika gemeinsam mit lokalen Organisationen rund 100.000 Jugendliche durch den Sport. Und hilft ihnen damit, Würde und Selbstbewusstsein aufzubauen.



Auma Obama (links) mit einer kenianischen Sportlerin aus ihrer Initiative „Sport für sozialen Wandel“.

Als ich bei CARE USA die Stelle als Koordinatorin der East African Sport for Social Change Initiative (SSCI) angeboten bekam, zögerte ich keinen Augenblick, zuzusagen. Ich fing im Juli 2007 sofort mit der Arbeit an, ohne Verschnaufpause. Meine Koordinationstätigkeit brachte mich in Kontakt mit rund 35 bestehenden ostafrikanischen Organisationen, die insgesamt mit mehreren tausend Kindern

und Jugendlichen arbeiteten. Ich hatte schon in England mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet und freute mich auf diese neue Aufgabe.

Es galt nun, ein Netzwerk aus einheimischen gemeinnützigen Organisationen aufzubauen, die allesamt bei ihrer Entwicklungsarbeit den Sport nutzten. Seither besteht meine Aufgabe darin, ihnen zu helfen, durch die Einrichtung und För-

derung von Lehrgängen und Workshops ihre Kapazitäten auszubauen. Denn eine Aktivität im Entwicklungsbereich ist für mich nur dann sinnvoll, wenn ich durch die Förderung von kapazitätsbildenden Workshops und ähnlichen Maßnahmen die lokalen gemeinnützigen Organisationen stärken kann. Das heißt also, Arbeitskräfte auszubilden und aufzubauen. Die Art und Weise, wie wir bei CARE den gemein-

nützigen Organisationen helfen, soll sie eben nicht zu Opfern machen, die nach Beendigung unserer Initiative nicht mehr in der Lage sein würden, ihre Arbeit allein fortzuführen. Diese Organisationen sollen dann, wenn die internationale Unterstützung nicht mehr vor Ort ist, weiterhin gute Arbeit leisten und aus eigener Kraft ihre Programme fortsetzen können. Nur das würde die Nachhaltigkeit unseres Einsatzes belegen.

SPORT ERFÜLLT EINEN ZWECK

„Warum Sport?“, werde ich häufig gefragt. Meine Antwort darauf ist kurz: „Sport funktioniert.“ Denn zweifellos findet man über den Sport leichten Zugang zu Kindern. Sport ist vor allem Spiel, und Kinder und Jugendliche spielen gern. Wenn sie wissen, dass sie spielen dürfen, sind sie viel eher bereit, sich an etwas zu beteiligen, als lediglich verbalen Aufforderungen zu folgen. Denn bei unserer Initiative geht es ja um weit mehr, als allein um das Spielen. Die sportliche Aktivität ist zweckgebunden.

Wir arbeiten mit Kindern und Jugendlichen, die aus schwierigen familiären und sozialen Verhältnissen kommen und bei denen sportliche Betätigung in der Regel als Luxus gilt. Ihrer Teilnahme an unseren Programmen steht oftmals die Arbeit im Familienhaushalt und die Betreuung der Geschwister im Weg, da ihre Eltern sich die meiste Zeit um Arbeit, Geld, Nahrungsbeschaffung bemühen müssen. Oder die Kinder kämpfen selbst, genau wie ihre Eltern – falls sie überhaupt welche haben –, um das nackte Überleben. In dieser schwierigen Situation kann Sport ihnen helfen, die Dinge leichter zu ertragen und besser zu bewältigen. Beim Training wie bei den Wettkämpfen lernen sie Disziplin, Ausdauer, Einsatz und Teamgeist – Eigen-

schaften die Selbstbewusstsein, Würde und Stolz stärken und den Kindern und Jugendlichen auch außerhalb des Sportplatzes helfen. Denn der Sport wirkt gewissermaßen als Spiegelbild des Lebens.

DU KANNST ALLES ERREICHEN

So ergeht es den Kindern und Jugendlichen, die sich an unseren Programmen beteiligen. Mit neuem Selbstbewusstsein und gesteigertem Selbstwertgefühl können auch sie sich durch Übung, Zielstrebigkeit und Entschlossenheit um eine bessere Zukunft bemühen, trotz der belastenden Verhältnisse, in denen sie leben. Uns ist wichtig, dass diese jungen Menschen lernen, dass sie nicht nur Opfer sind. Sondern dass sie mit ein wenig Hilfe auch aus eigener Kraft etwas werden können und eine erfolgreiche Zukunft haben. Der Sport kann sie zu Leistung und Ausdauer anspornen. Und deswegen lautet unsere Botschaft: Wenn du hart arbeitest und bei der Sache bleibst, kannst du auch alles erreichen, was du willst.

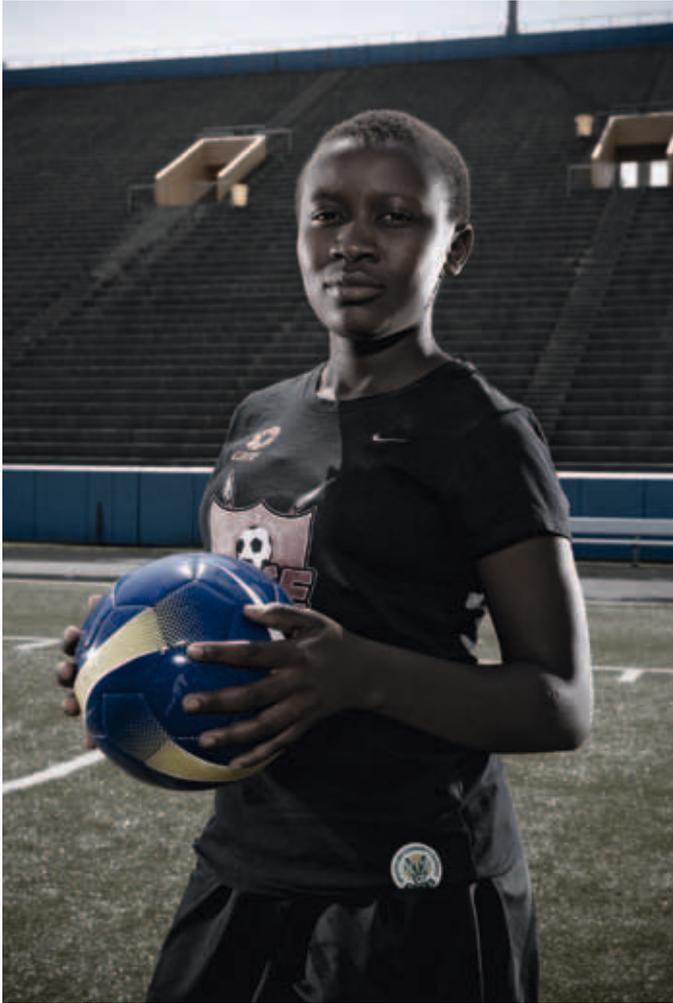
Unsere Aufgabe besteht darin, den Kindern und Jugendlichen eine Richtung zu weisen, ihnen einen Weg zu bahnen. So nutzen wir Sport auch als Mittel, um bestimmte Themen und Probleme anzusprechen. Neben dem Sport sollen sich die Kinder und Jugendlichen im Rahmen unserer Initiative beziehungsweise bei den beteiligten Organisationen an Seminaren zur Gesundheitserziehung, beispielsweise der AIDS-Aufklärung, teilnehmen. Außerdem bieten wir Ausbildungsprogramme, zu akademischen und auch nichtakademischen Berufen sowie zu Arbeitsbeschaffung an, schulen die Kinder und Jugendlichen in Umweltschutz, sozialer Integration und Friedensstiftung sowie Konfliktmanagement. Denn natürlich geht es nicht darum, dass sie alle zu Spit-

zensportlern werden – falls dies einigen gelänge, wäre das ein glücklicher Nebeneffekt. Vielmehr geht es darum, dass die Kinder und Jugendlichen sich engagieren, sich weiterentwickeln und ihre Errungenschaften an die Gemeinschaft weitergeben. Würden unsere Programme nichts anderes bieten als die Möglichkeit zu spielen, würden wir die Chance vertun, diesen Kindern und Jugendlichen wirklich zu helfen.

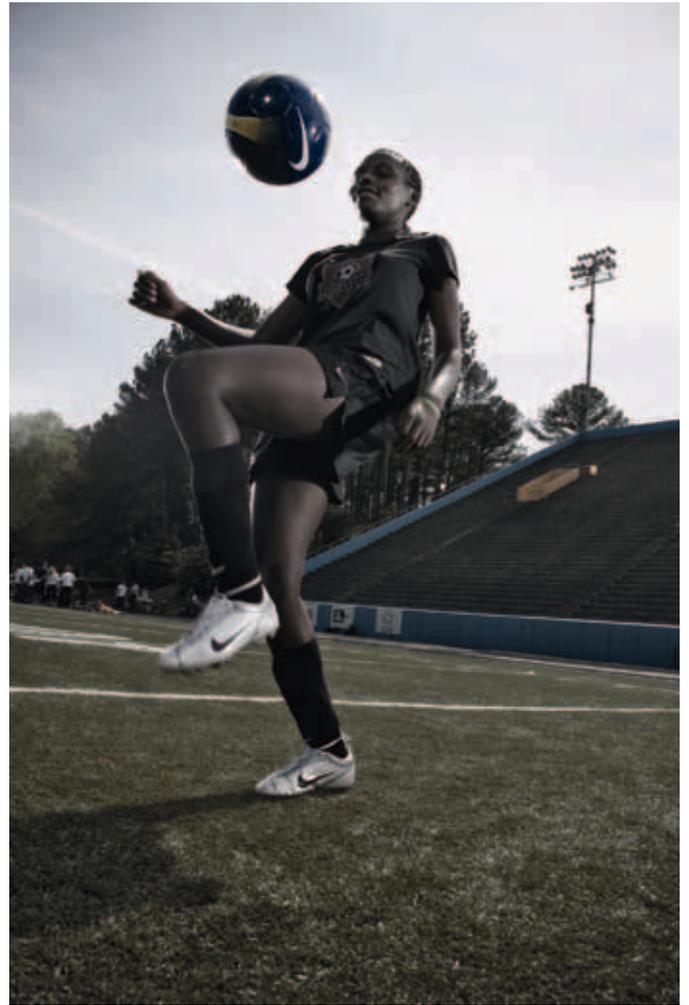
„YES WE CAN“

Ein Beispiel für erfolgreiche Entwicklung auf sportlicher Basis gibt die Organisation „Moving The Goalpost“ (auf Deutsch: Den Torpfosten bewegen), die an der kenianischen Küste angesiedelt ist. Das ist ein Gebiet, in dem vorwiegend eine islamische Bevölkerung lebt. Man könnte „Moving the Goalpost“ als Entwicklungsorganisation der besonderen Art bezeichnen: denn hier spielen nur Mädchen Fußball. Der Sport lehrt diese Mädchen, die normalerweise nicht ohne elterliche Erlaubnis das Haus verlassen dürfen, einen neuen Umgang mit ihrem Körper, lehrt sie, ihn zu schätzen und schützen. Ihr Selbstbewusstsein wird gestärkt, sie lernen, sich durchzusetzen, und erfahren, dass sie genauso viel erreichen können wie Jungs. Und ihrem ländlichen, islamisch geprägten Umfeld vermitteln sie eine geradezu revolutionäre Botschaft: Auch Frauen können große Leistungen erbringen! Auch Frauen spielen Fußball!

Wenn sich Mädchen im Sport durchsetzen, bewirkt das weit mehr als ein Vortrag über Gleichberechtigung. Das Motto von „Moving the Goalpost“ lautet nicht umsonst „Yes we can!“. Und weil sie es können, lernen die Fußball spielenden Mädchen ohne Furcht und Zögern, auch „nein“ zu sagen, wenn es darauf ankommt.



Mädchen entdecken durch den Sport, dass sie mehr können als den Hausbalt zu schmeißen, Kinder zu gebären oder auf den Feldern zu arbeiten. Sie lernen, sich und ihren Körper wertzuschätzen.



Viele Mädchen müssen sich gegen ihre Eltern durchsetzen, um Sport zu treiben. Doch bald merken die Väter und Mütter, dass sie stolz auf ihre Töchter sein können. Denn der Sport gibt ihnen Ehrgeiz, Disziplin und Teamgeist.

Sport für Entwicklung und Frieden

Willi Lemke, ehemaliger Manager des Fußballvereins Werder Bremen, ist heute Sonderbeauftragter für Sport bei den Vereinten Nationen. Für CARE affair schreibt er, was das Amt mit sich bringt und wie er Jugendliche weltweit fördert.

Manche kennen mich vielleicht als ehemaligen Manager von Werder Bremen. Manche werden sich erinnern, dass ich früher Senator in Bremen war. Diese zwei Erfahrungen haben sicherlich dabei geholfen, dass UN-Generalsekretär Ban Ki-moon mich zu seinem Sonderberater für Sport im Dienst von Frieden und Entwicklung ernannte. Seit April 2008 fördere und unterstütze ich in dieser Funktion die Verwendung von Sport als Instrument der Entwicklung in dieser Welt. Es ehrt mich sehr, eine so bedeutende Aufgabe wahrnehmen und heute auf internationaler Ebene als Repräsentant der Vereinten Nationen in den Belangen der Entwicklungszusammenarbeit durch Sport eintreten zu können. Es besteht ein besonderer Bedarf, die vielfältigen Initiativen und Projekte auf diesem Gebiet zu erfassen und in einer Bündelung der Bemühungen die verschiedenen Akteure dazu zu ermutigen, von gegenseitigen Erfolgen und Fehlschlägen zu lernen.

Meine herausfordernde Aufgabe umfasst drei verschiedene Aufgabenbereiche: Zum einen fungiere ich als Vermittler zwischen unterschiedlichen Akteuren aus Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft und ermutige und intensiviere Dialog, Partnerschaften und Zusammenarbeit. Außerdem agiere ich als Befürworter und Förderer für die Praxis, Sport als Instrument zur Erreichung der verschiedenen Ziele der Vereinten Nationen, besonders der Millenniumentwicklungsziele, einzusetzen. Schließlich bin ich Repräsentant des UN-Generalsekretärs und des UN-Systems bei internationalen Sportveranstaltungen und -konferenzen.

AFRIKA ALS SCHWERPUNKT

Auf Bitte des UN-Generalsekretärs habe ich in meiner Arbeit einen besonderen Schwerpunkt auf den afrikanischen Kontinent gelegt, wo Sport, vor allem Fußball, ein wahrer Magnet für Kinder und Jugendliche ist. Die FIFA-Fußballweltmeisterschaft 2010 in Südafrika stellt eine einmalige Gelegenheit für den Kontinent dar, sich von seiner schönsten Seite zu präsentieren und das sportliche Megaevent als Impuls für die eigene Entwicklung zu nutzen. Aber auch immer mehr und vielfältige Initiativen auf regionalem Niveau und auf Grassroot-Niveau setzen Sport in Afrika ein, um das Bewusstsein in Bezug auf gesundheitliche

Fragen zu schärfen, die Rolle der Frau in der Gesellschaft zu stärken und Arbeitsplätze zu schaffen, um nur einige Beispiele zu nennen. An der Elfenbeinküste wird Fußball verwendet, um Rebellen und Regierungstruppen in einem sicheren Umfeld zusammenzubringen und eine friedliche Beilegung von Konflikten zu unterstützen.

Als ich mich im Juni letzten Jahres für die Vereinten Nationen in Nairobi aufhielt, traf ich Auma Obama bei der Konferenz „Productive Youth Development through Sport in Africa“. Die Konferenz in Nairobi wurde von meinem Büro in Genf gemeinsam mit der Jacobs Foundation organisiert. Dort wurden zwei Themen behandelt, für die ich mich besonders stark mache: Die Entwicklung auf dem afrikanischen Kontinent und die Entwicklung von Jugendlichen. Es ist ausgesprochen wichtig, dass der Jugend besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, da sie unsere Zukunft darstellt und die Zukunft der Welt bestimmen wird. Ich habe viele Jugendcamps besucht, bei denen junge Führungskräfte aus konflikt- und krisengeschüttelten Ländern und Regionen zusammenkommen, um sich an Sportaktivitäten und Kursen über Friedensbildung zu beteiligen. Durch die vereinernde Kraft des Sports, und dadurch, dass im Sport alle dieselbe Sprache sprechen, wird Kommunikation ermöglicht und die Tür für eine neue Zukunft kann geöffnet werden. Auf dem Spielfeld sind alle gleich, jeder muss sich an dieselben Regeln halten, alle verfolgen dasselbe Ziel.

JUGENDLICHE VORBILDER

Ein kleines Pilotprojekt, dessen Durchführung mir besonders viel Freude bereitet hat, und dessen erfolgreicher Ausgang sowie die Perspektive auf Fortführung mich in meiner Arbeit inspirieren, ist das „Youth Leadership Programme“. Darin bekamen zunächst zwei Jugendliche aus Kenia, Peter Ndolo und Doreen Nabwire Omondi (Interview Seite 28), die Möglichkeit, zur beruflichen Entwicklung und besonderen Stärkung der eigenen Persönlichkeit ein Praktikum in Deutschland zu absolvieren. Mit den Erfahrungen und Kenntnissen, die sich diese beiden Jugendlichen in Deutschland angeeignet haben, können sie nach ihrer Rückkehr

eine Vorbildfunktion für andere Jugendliche einnehmen und tragen somit zur Entwicklung ihrer Gemeinde weiter bei.

Die Bemühungen der Vereinten Nationen in Sachen Sport für Entwicklung und Frieden haben sich in den letzten Jahren sehr verstärkt. Im Jahr 2004 wurde die Internationale Arbeitsgruppe für Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden gegründet. Ihre Aufgabe ist die Beratung der Regierungen bezüglich der Integration und Umsetzung von Politiken und Programmen in nationale Strategiepläne, um Entwicklungsziele – insbesondere die Millenniumentwicklungsziele der UN – mithilfe des Sports zu erreichen. Die Arbeitsgruppe wurde in fünf verschiedene thematische Schwerpunktbereiche unterteilt, die die Bereiche, Gesundheit, Kinder- und Jugendentwicklung, Gender, Personen mit Behinderungen sowie Frieden jeweils im Hinblick auf Entwicklungsmöglichkeiten mit Sport behandeln. Auch hier liegt ein Schwerpunkt auf Kinder- und Jugendentwicklung, wobei auch die Gefahren, die Sport als Entwicklungsinstrument mit sich bringen kann, beispielsweise in Form von Menschenrechtsverletzungen, angesprochen und Lösungen und Strategien erarbeitet werden.

SPORT STÄRKT FRAUEN

Auch im Nahen Osten, einem weiteren Schwerpunktgebiet meiner Arbeit, sind Projekte, die Sport im Dienst von Frieden und Entwicklung einsetzen, von unschätzbarem Wert. In Gaza, wo ich letztes Jahr im Juni war, organisiert UNRWA, das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten, die „Sommerspiele“ für Kinder: Über eine Zeitspanne von 8 Wochen sind mehr als 250.000 Kinder an 246 verschiedenen Standorten im gesamten Gazastreifen an den Spielen beteiligt. Dieses Ereignis trägt nicht nur dazu bei, das Leid und Elend der traumatisierten Kinder in Gaza zu lindern, sondern es stellt auch eine kostbare Einkommensquelle dar, die in einem Land mit einem alarmierenden Mangel an beruflichen Möglichkeiten vor allem für junge Leute von unschätzbarem Wert ist.

Ein besonderes Anliegen ist es mir schließlich stets, für die Geschlechtergleichstellung einzutreten. Sport ist hier ein sehr geeignetes Instrument: Sport kann zur Verbesserung der physischen und psychischen Gesundheit von Mädchen und Frauen beitragen, ihr Selbstvertrauen und das Selbstwertgefühl stärken, und sie mit wertvollen Kenntnissen ausstatten, um sich in einer männerdominierten Gesellschaft behaupten zu können.

Sport im Dienst von Frieden und Entwicklung ist ein wichtiger und effektiver Beitrag im Rahmen der Entwicklungszusammen-

arbeit und ich hoffe, dass ich in meiner Funktion als Sonderberater für Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden einen kleinen Beitrag dazu leisten kann. Wir müssen jedoch alle gemeinsam Anstrengungen unternehmen, damit der Schwung erhalten bleibt und Sport weiterhin und noch verstärkt als Instrument für die Erreichung bedeutender Ziele zum Einsatz kommt!



Willi Lemke in der Elfenbeinküste, wo Blaubeiningsoldaten der Vereinten Nationen einen Bolzplatz in der Stadt Bouaké bauten.

Willi Lemke war von 1981 bis 1999 Manager von Werder Bremen. Danach agierte er acht Jahre lang als Senator für Bildung und Wissenschaft der Hansestadt Bremen, bevor er schließlich 2008 als UNO-Sonderbeauftragter von Ban Ki-moon zu Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden ausgewählt wurde. Im Jahr 2010 hat Lemke das Buch „Ein Bolzplatz für Bouaké“ veröffentlicht.

DIESES MAGAZIN WURDE HERAUSGEGEBEN VON
CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG

FOTO UND ILLUSTRATION

Titelbild, S. 2, 6, 8-11, 28, 42, 53, Jens Mennicke, S. 4 CARE, S. 12-21 Dominic Nahr/Getty Images, S. 22
Dejan von Roman, S. 23/24 Bundesliga-Stiftung, S. 33 Bruno Stevens/Stern, S. 34/35 Evelyn Hockstein, S.
36 Conrad Meyer, S. 38-40 Evelyn Hockstein, S. 44 CARE, S. 46/47 Nathan Bolster, S. 49 UNOCI

PRODUKTION

Verantwortlicher Redakteur – Thomas Schwarz (schwarz@care.de)

Projektleitung – Sandra Bulling (bulling@care.de)

Art Direktion – Jens Mennicke/adams & evas design (mennicke@adamsundevas.de)

Layout und Illustration – Jens Mennicke/adams & evas design (mennicke@adamsundevas.de)

Text – S. 8, 28,42 Sandra Bulling, S. 22 Dr. Anton Markmiller, S. 26,36 Sabine Wilke, S 32 Christina Ihle,
S. 44 Dr. Auma Obama, S. 48 Willi Lemke

Druck – Seltmann GmbH Druckereibetrieb

KONTAKT

CARE Deutschland-Luxemburg e. V.

Dreizehnmorgenweg 6, D-53175 Bonn

Telefon +49 (0)228 975 63-0

SPENDENKONTO

4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98



www.care.de

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2010. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

CARE ENGAGIERT SICH MIT ÜBER 14.000 MITARBEITER-
INNEN UND MITARBEITERN IN ÜBER 70 LÄNDERN FÜR
DIE ÜBERWINDUNG VON ARMUT, HUNGER UND KRANK-
HEIT. CARE BLICKT AUF 60 JAHRE ERFAHRUNG IM
BEREICH DER NOTHILFE UND ENTWICKLUNGSZUSAM-
MENARBEIT ZURÜCK, HAT BERATERSTATUS 1 BEI DEN
VEREINTEN NATIONEN UND HILFT UNABHÄNGIG VON
POLITISCHER ANSCHAUUNG, RELIGIÖSEM BEKENNT-
NIS ODER ETHNISCHER HERKUNFT. FÜR SEINE SORG-
FÄLTIGE VERWENDUNG VON SPENDENGELDERN TRÄGT
CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG DAS DZI-SPENDEN-
SIEGEL UND WURDE VON DER WIRTSCHAFTSPRÜFUNGS-
GESELLSCHAFT PRICEWATERHOUSECOOPERS (PWC)
MIT DEM ERSTEN PLATZ DES TRANSPARENZPREISES
2008 AUSGEZEICHNET.



OTS